Die Literarische Wirksamkeit

der

Deutsch-Amerikanischen Katholiken

Eine Literar-historische Skizze

von

Hochw. Johannes E. Rothensteiner

Herausgegeben

von der

Schriftleitung der „Amerika“



St. Louis, Mo., 1922



Die Literarische Wirksamkeit

der

Deutsch-Amerikanischen Katholiken

Eine Literar-historische Skizze

von

Hochw. Johannes E. Rothensteiner

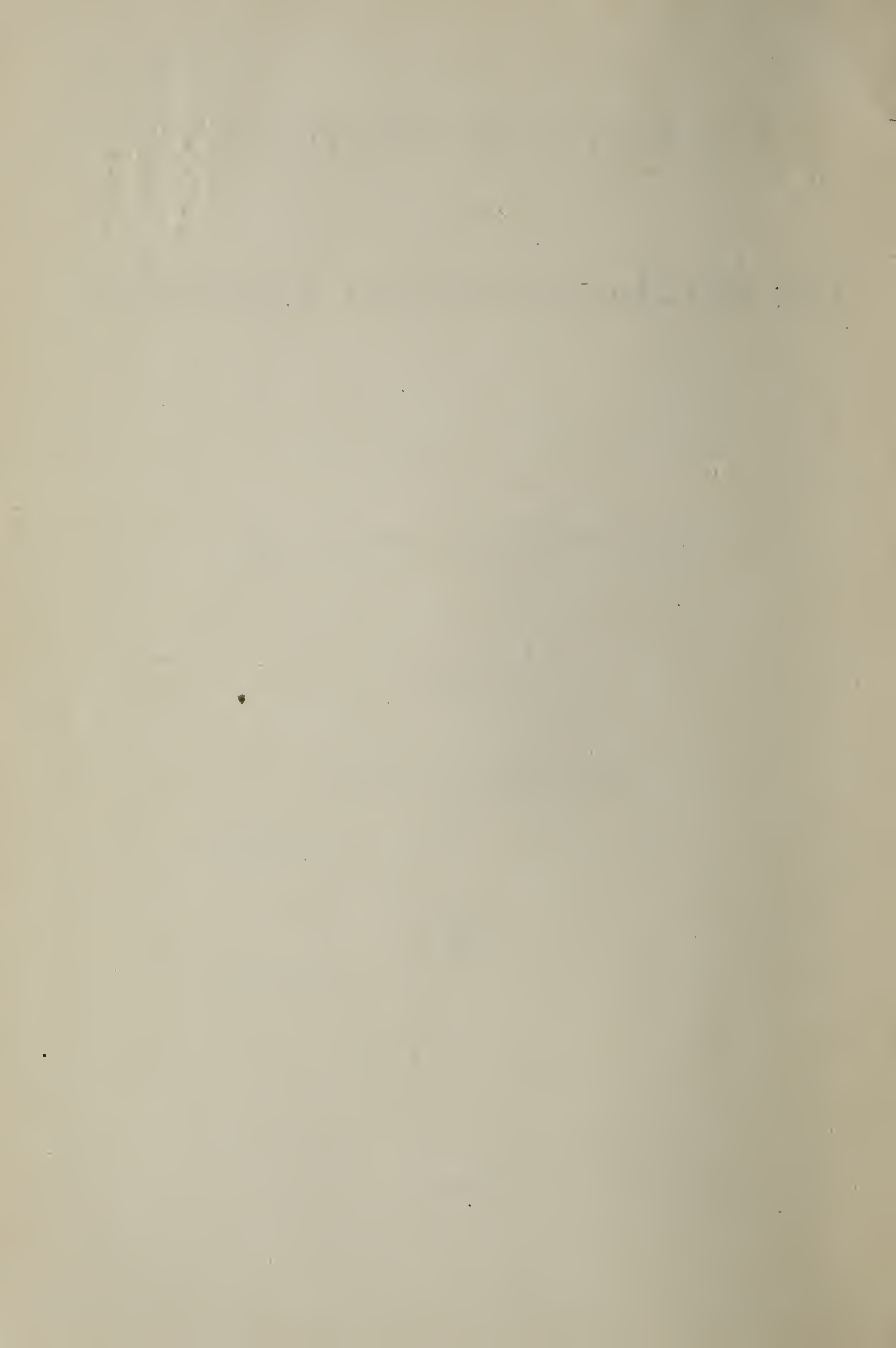
Herausgegeben

von der

Schriftleitung der „Amerika"

 51

St. Louis, Mo., 1922



Vorwort.

Der Goldenen Jubelfeier des St. Louiser Tageblattes „Amerika" verdankt diese Serie von Aufsätzen über die Literarische Wirksamkeit der deutsch-amerikanischen Katholiken ihr Entstehen, und nun ihr Erscheinen in permanenter Form. Zuerst als ein einziger Fest-Artikel gedacht, zersprengte das Material die enge Form. Immer neue Poeten und Schriftsteller drängten sich in den Gesichtskreis, bis der Artikel sich endlich, zum Buch ausgewachsen, den günstigen Lesern vorstellen kann.

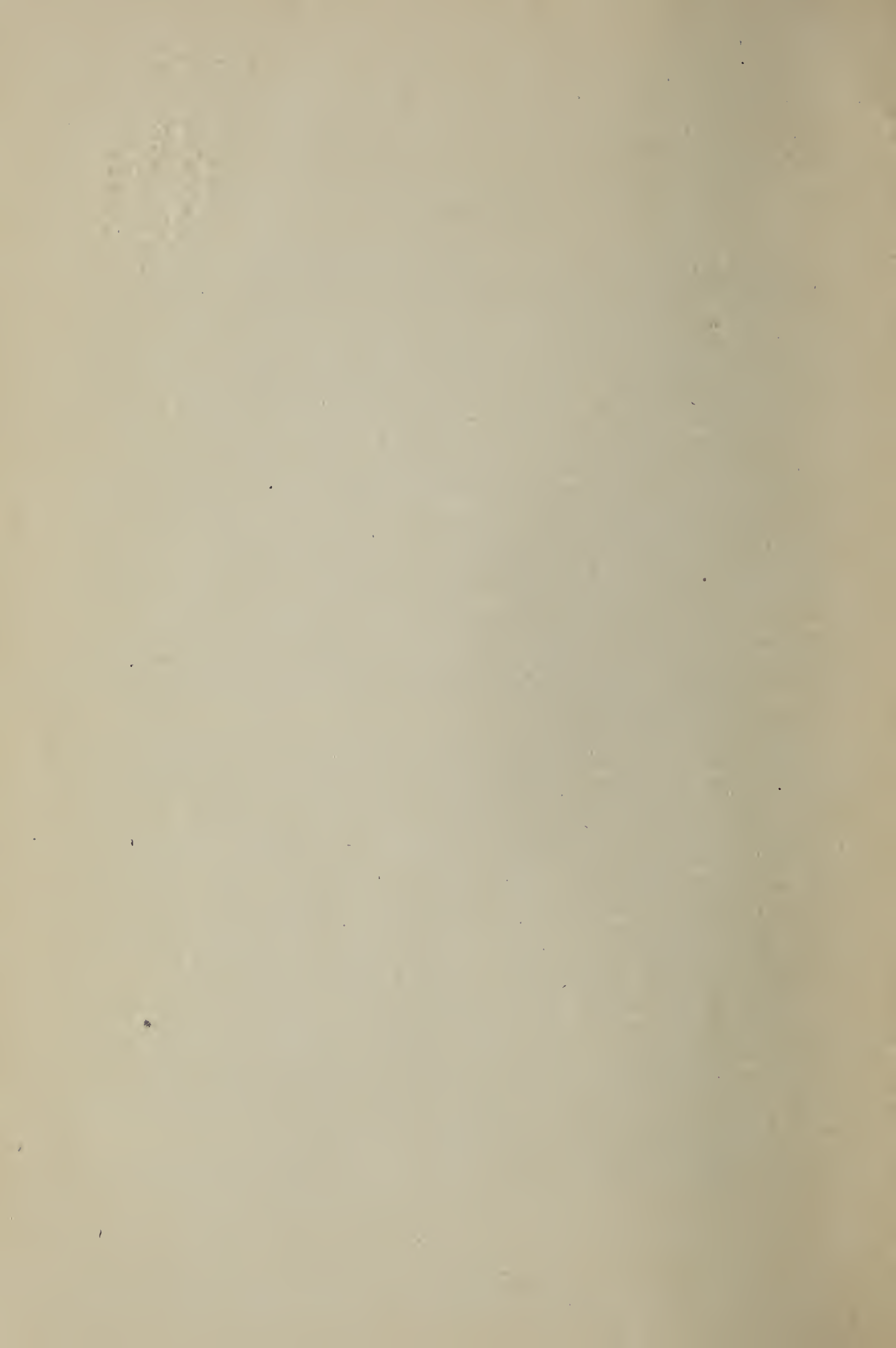
Wir haben uns selbst verwundert gefragt, wie es möglich war, daß so viel des Guten, ja Vortrefflichen, so lang fast unbeachtet bleiben konnte; und wir freuen uns, daß nun die erste Literaturgeschichte des katholischen Deutsch-Amerikanertums vorliegt. Wir können nur hoffen, daß in nicht allzuferner Zeit ein berufener Historiker das ganze reiche Material unseres deutsch-amerinischen Schriftums kritisch durcharbeiten und in edler Darstellung uns bieten möge. Ein solches Buch wäre das schönste Ehrenmal, ein "Monumentum aere perennius", für jene deutschen Männer und Frauen, die hier im neuen Vaterlande für die Erinnerung an die alte Heimat und die Pflege ihrer Muttersprache ein treues Herz bewahrt und ihr deutsches Denken und Fühlen nicht zum Schaden, sondern zum geistigen Gewinn ihres neuen Vaterlandes zum Ausdruck gebracht haben.

In unseren Besprechungen haben wir durchwegs unsere eigene Meinung zum Ausdruck bringen wollen: aber diese Meinung haben wir versucht, an den Ansichten anderer kritisch zu läutern, oder von höherer Stelle bestätigen zu lassen. Mit Vorliebe haben wir Worte jener Kritiker angeführt, die uns geradezu aus der Seele gesprochen hatten, so die prächtigen Besprechungen amerikanischer Poeten durch Wilhelm Kreiten, Gerhard Gietman, Alois Stockmann, Tepe van Heemstede, Josef Rainer, und andere mehr. Das wohldurchdachte Urteil dieser Kenner in andere Worte umsetzen, wäre wirklich verlorene Liebesmühe gewesen. Daß wir allen, nach bestem Wissen, Kredit gegeben haben, versteht sich von selbst. Wo es einmal nicht geschehen sein sollte, da möge man es der Beschränktheit unserer Quellen zugute halten.

Daß wir zwei Artikeln von Freundeshand über unsere eigene literarische Wirksamkeit Aufnahme in unser Buch gewähren, mögen die Umstände entschuldigen. Beiden Herren, sowie auch dem Hauptschriftleiter der „Amerika", der diesen Freundesdienst vermittelte, danken wir auf das Herzlichste. Der Geschäftsleitung der „Amerika" jedoch sind wir zu tiefem Dank verpflichtet dafür, daß sie die Herausgabe des Büchleins ermöglicht hat.

Ein herzliches Vergelt's Gott allen.

St. Louis, Mo., September 1922. Der Verfasser.



Die literarische Wirksamkeit der Deutsch-Amerikanischen Katholiken.

Als im Jahre 1905 das prächtige Buch G. A. Neefs „Vom Lande des Sternenbanners“ mit seinen hundert und drei deutschamerikanischen Dichtern erschien, da durfte man hoffen, daß hier im sog. Reiche des Dollars eine vollkräftige deutsch-amerikanische Literatur erblühen werde. Die schönsten Anfänge waren doch schon zu verzeichnen in Poesie wie in Prosa. Ein regsames geistiges Leben liegt ja in der Natur des Deutschen, ob er nun, wie Weber singt, „unter Birkenbüschen, ob er unter Palmen wohne“. Gar zu gerne macht der Deutsche ein Gedicht, und wenn's auch nur ein Hochzeits-Carmen ist. Gemütstiefe kann man ihm nicht absprechen. Und wenn auch oft die Kräfte fehlen, so ist doch der Wille zu loben. So werden wohl auch in Amerika tausende von deutschen Liedern und Gedichten erklungen und gleich verklungen sein. Manch andere liegen noch in den untergegangenen Zeitungen vergraben, und nur ein kleiner Bruchteil hat sich in bescheidenen Büchelchen und Sammlungen der Nachwelt erhalten. Nur zwei Dinge fehlten der deutschamerikanischen Poesie: ein großer Leserkreis, der einem verdienstvollen Werke zur zweiten und dritten und vierten Auflage verholfen hätte, und eine gesunde wohlwollende, aber strenge Kritik, wie sie jeder Autor in Deutschland zu gewärtigen hat. So fehlte unseren Dichtern zumeist der äußere Antrieb zur beständigen Entwicklung ihrer Kräfte; dabei erlahmte nur zu oft auch der innere Trieb zum Dichten.

Wir sollen Rückschau halten auf die literarische Wirksamkeit der deutschen Katholiken in Amerika. Unser Thema legt uns also gewisse Beschränkungen auf. Im weiteren Sinne gehört ja auch die höhere Journalistik, die Geschichtsschreibung und die wissenschaftliche Prosa zu den literarischen Bestrebungen. Aber solch ein allumfassendes Thema würde sich nicht in den engen Rahmen eines Zeitungsartikels fügen. Wir können also nur schöngeistige Werke, und im besonderen dichterische Erzeugnisse vorführen. und nur ganz obenhin die Prosa unserer Historiker, Redner und Populärphilosophen berühren. Dann müssen wir uns ganz auf die Schriftsteller und Poeten katholischer Ueberzeugung beschränken. Gerne würden wir eine Geschichte der gesamten literarischen Betätigung des deutschen Amerikanertums schreiben, wenn es in unseren Kräften stände. Solch ein vorurteilsloses, klar erfassendes und treu darstellendes Buch müßte zum geistigen Schatzkästlein unseres Volkes werden. Aber wo ist die Kraft, die es uns schenken könnte? Unser ganzes Leben lang waren wir Sammler von sogenanntem Deutsch-Americana. Zweimal haben wir unser mühselig zusammengetragenes Material an andere Sammlungen abgegeben. Was wir nun noch besitzen, ist kaum genügend für die Arbeit, die wir jetzt vorhaben. Unsere Leser mögen mit dem wenigen vorlieb nehmen, das wir bieten können, eine möglichst genaue Darstellung der poetischen Wirksamkeit des katholischen Deutsch-Amerikanertums.

1. Der Cincinatier Poeten-Kreis.

Das eigentliche Geburtsjahr der deutschamerikanischen Poesie ist 1837, das Jahr der Gründung des Wahrheitsfreund von Cincinnati, durch Pfarrer Martin Henni, den späteren Erzbischof von Milwaukee. Dieses erste katholische Wochenblatt wurde in seinem weltlichen Teile der Sammelplatz aller katholischen Talente jener Zeit: Henni, Oertel, Clemens Hammer, Eugen Funken, Alfred Schücking und andere mehr, selbst einige gläubig gesinnte Protestanten. Henni selbst hatte eine poetische Ader, die er wohl nur in der Frühzeit in Verse ausströmen ließ. Aber auf fast allen historischen sowie erbaulichen Artikeln, die er für den Wahrheitsfreund schrieb, liegt ein Hauch der Poesie. Henni's Freund und Verehrer Rattermann bringt im 10. Bande seiner Gesammelten Werke sechs Gedichte des Gründers des Wahrheitsfreundes wieder zum Abdruck. Sie sind ausnahmslos lyrischer Art, und immer klar, gefühlvoll und von wahrer Begeisterung getragen, obwohl die Sprache einen altertümlichen Beigeschmack hat. So schreibt Henni immer Teutsch und Teutschland. Unter den historischen Arbeiten Henni's sind besonders wertvoll: „Neu-Frankreich, oder die frühesten Missionen in Canada und am Mississippi," „Rückblick auf den fernen Westen," „Vorgeschichte von Cincinnati", und das schöne Buch „Ein Blick in's Tal des Ohio. Im ganzen ist Johann Martin Henni eine höchst würdige Erscheinung und wert als Pate an der Wiege der katholischen deutschamerikanischen Poesie zu stehen.

Als bedeutendstes Mitglied des neuen Poetenkreises dürfen wir ohne Scheu den Priester Clemens Hammer bezeichnen, sowohl was Originalität des Inhalts, wie auch was echten poetischen Schwung und glückliche Meisterung der Form betrifft. Klemens Hammer wurde im Jahre 1804, wie sein Freund H. A. Rattermann berichtet, in Joachimstal in Böhmen, geboren, und sollte für das Bergfach ausgebildet werden; bezog die Universität Prag und später Wien. wo er den Doktorgrad der Philosophie erhielt. In Wien wurde Hammer mit dem Dichter Seidl befreundet. Im Jahre 1832 entschloß er sich Theologie zu studieren und sein Leben den Missionen in Amerika zu weihen. Im Jahre 1836 erhielt er die Priesterweihe und reiste 1837 über Triest nach New York. Seine erste Anstellung erhielt der jugendkräftige Missionar in Detroit, wurde aber im Frühjahr 1838 zu den Indianern im Südwesten des Staates Michigan entsandt.

Die mannigfachen Missionsreisen und sonstigen Kreuz- und Quer-Züge Hammers können wir hier nicht verfolgen. Er selbst hat sie in mancher Nummer des Wahrheitsfreundes und gesammelt in dem Buche „Skizzen aus Nordamerika" (Augsburg 1845) der Nachwelt bekannt gemacht. Im Wahrheitsfreund erschienen auch die Gedichte Hammers, etwa fünfzig an der Zahl. Sie zerfallen in zwei Klassen, religiöse und weltliche Dichtungen. Alle zeichnen sich, nach dem Urteil Rattermanns, „durch Frische der Gedanken vor den meisten der damaligen Dichtungen Deutsch-Amerikas vorteilhaft aus." Da sind vor allem die „Lieder der Nacht," mit ihrem steten Aufblick zu den ewigen Sternen, geradezu klassisch zu nennen, schlicht und ein-

fach in der Form, mit tiefem, innigem Gehalt. Die Sprache ist so rein und edel wie bei den besten Dichtern des deutschen Vaterlandes. Rattermann hat eine reiche Auswahl der Hammerschen Poesien in seinem „Biographikon und Dichter-Album" aufgenommen. Zimmermanns „Deutsch in Amerika" bringt drei Perlen aus den Liedern der Nacht. Mit Hennis Ausscheiden aus der Redaktion des Wahrheitsfreundes im Jahre 1844 versiegte die poetische Ader Hammers. Im Jahre 1866 erhielt Dr. Hammer einen Ruf als Domherr nach Prag. Gestorben ist er in Joachimsthal, seinem Geburtsort, Anfangs 1879 im Alter von 75 Jahren.

Hennis Nachfolger als Redakteur am Wahrheitsfreund, Maximilian Oertel, geboren am 27. April 1811 in Ansbach, war eine der interessantesten Persönlichkeiten unserer deutsch-amerikanischen Geschichte. Von seinem Vater, der Professor der Philologie und Doktor der Theologie war, für den geistlichen Stand bestimmt und herangebildet, wurde der junge Oertel zum geistlichen Pfleger der Wupperthaler Altlutheraner ernannt, die sich zur Auswanderung nach Amerika entschlossen hatten. So kam Oertel nach der neuen Welt. Nachdem er eine Prediger-Stelle in Süd-Missouri einige Zeit versehen hatte, kehrte er unbefriedigt nach New York zurück. Nach sorgfältiger Prüfung trat er am 15. Mai 1840, etwa drei Jahre nach seiner lutherischen Ordination, öffentlich in den Schoß der katholischen Kirche über. Zur Erklärung seines Schrittes schrieb er „The Reasons of John James Maximilian Oertel, late a Lutheran Minister, for becoming a Catholic". In den nächsten drei Jahren verfaßte er viele Beiträge für den Wahrheitsfreund, die, wie Rattermann sagt, „besonders ihrer bündigen Sprache und ihres eigentümlichen prägnanten Stils wegen, womit Oertel einen ächten Volkston zu verbinden wußte, vielfach geschätzt wurden". Von 1844 bis 1846 war Oertel Schriftleiter dieses Blattes. Im Juli 1846 rief er zu Baltimore die Kirchenzeitung ins Leben, mit der er hinfort lebte, und die auch zugleich mit ihm starb. Gedichtbücher hat Oertel keine herausgegeben, hat aber unendlich viele Spott- und Denkverse in seinen Prosa-Arbeiten verstreut. In der Osterwoche 1869 ließ er ein Buch mit einer trefflichen Auswahl derselben unter dem Titel „Neues und Altes" in die Welt hinausgehen, dem er sein freundliches Konterfei mit den Versen mitgab:

Hier siehest du mit Kopf und Ohren
Das Bildnis des Autoren.
Siehest Augen, Nase, Stirn und Bart,
Halt so nach gewöhnlicher Mannesart;
Doch wie beschaffen sein inneres Wesen,
Das kannst du ihm nicht an der Nase ablesen,
Wirst es aber im Buche finden
Vornen, in der Mitte und hinten.
Maximilian Oertel.

Oertel war wirklich „der deutsch-amerikanische Abraham a Sankta Klara", voll des „lebendig sprudelnden Humors und des kräftig satyrischen Witzes", und immer bei gutem Humor zu bleiben verstand er, wie wenige neben ihm. „Einen gemütvolleren Menschen als Pater Oertel," pflegte August Becker zu sagen, gibts nicht, aber er läßt auch nichts auf sich sitzen. Wer mit ihm anbandelt, wird nach Fug und Recht behandelt." Oertel's „Kreuzblättle" war die originellste Zeitung, die wir jemals gehabt haben; und vieles von

dem, was Oertel geschrieben hat, ist von bleibendem Werte wegen seines geldigen Humors.

Ein weiterer Vorachtundvierziger, Alfred Schücking, Bruder des berühmten Romanschriftstellers Levin Schücking, interessiert uns wieder mehr als Dichter denn als Prosaist. Alfred Schücking wurde am 4. Juli 1816 zu Dülmen in Westfalen geboren. Im Jahre 1838 wanderte er mit seinem Vater nach Amerika aus, und widmete sich der Journalistik. Einige Jahre war er Zeichnenlehrer in dem Katholischen Seminar zu Emmitsburg, Maryland. Später wurde er Konsular-Agent, zuletzt für das Deutsche Reich, und hielt den Posten bis zu seinem Tode im Jahre 1901.

Schücking ist ein Lyriker von nicht geringer Begabung, wie die wenigen Gedichte, die wir von ihm besitzen, genugsam bezeugen. „Er hat vor allen das Verdienst, das Naturleben seines Adoptiv-Heimatlandes durch sinnig-empfundene lyrische Ergüsse dargestellt zu haben," sagt Rattermann ganz treffend. Eins seiner Lieder zum Preise Deutschlands, „Frei bis ans Meer", fand Aufnahme in Steigers Büchlein „Dornrosen." Zimmermann hat den Dichter Schücking ganz übergangen.

Als ein gänzlich Verschollener grüßt uns nun wieder aus Rattermanns „Biographikon und Dichter-Album" der Dichterpriester Peter Carabin, der im Jahre 1837 als Pfarrer von Monroe, Michigan genannt wird, und dessen Name schon in den Leopoldinen - Berichten vom Jahre 1833 in Verbindung mit P. Simon Sänderl als Missionspriester im nördlichen Ohio vorkommt. Peter Carabin stammt aus Lothringen.

Die uns erhaltenen Gedichte sind zwar nicht von großer Bedeutung, lesen sich aber recht flüssig und zeugen von dem edlen Sinn des Verfassers. Tiefer und kräftiger sind die Gedichte des früheren Schauspielers und freisinnigen Journalisten aus Weimar, Karl von Schmidt-Bürgeler, der aber gegen Ende des Lebens zur katholischen Kirche übertrat und dann am 2. November 1875 starb. Von seinen Gedichten sind zwei treffliche Proben, „Beglückt" und „Der Blinde Bettler", bei Zimmermann zu finden. Gustav Brühl hat dem vielgeschmähten Mann und trefflichen Sänger einen warmen Nachruf in den „Abendglocken" gewidmet: „Stumm ist dein liederreicher Mund."

Der Priester-Sänger Eugen Funcken, der von Zimmerman mit einer mageren Notiz bedacht wird und sonst ganz unbekannt geblieben ist, liegt eigentlich nicht im Bereich unseres Themas, da er zumeist in Kanada gewirkt hat. Das große deutsche Waisenhaus in St. Agatha, Ontario, ist sein schönstes Monument. Seine „Gedichte" erschienen New York 1868. Ein weiteres Bändchen Gedichte, Immanuel war 1894 in Vorbereitung. Ob es seither erschienen ist wissen wir nicht. Einige „Schauspiele für die Jugend" beschließen das litterarische Gut Eugen Funckens, eines Dichters den uns die Rheinprovinz gesandt hat. Geboren ist Eugen Funcken am 28. November 1831 zu Wankum in der Rheinprovinz und gestorben im Jahre 1889.

2. Gustav Brühl, genannt Kara Giorg.

Nun aber müssen wir uns von den diis minorum gentium abwenden, und einem Poeten von hoher Begabung unsere Aufmerksamkeit schenken, dem Rheinländer Gustav Brühl, der sich den Poeten-Namen Kara Giorg beigelegt hat. Brühl ist am 31. Mai

1826 in Herdorf in der Rheinprovinz geboren, und kam im Jahre 1848 nach Amerika. Er war Arzt, fand aber doch noch Zeit genug eine Reihe von hervorragenden schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiete der Amerikanischen Altertums-Kunde, wie der deutschamerikanischen Poesie zu verfassen. Als wissenschaftliches Werk nennen wir vor allem das farbenprächtige Buch „Die Kulturvölker Amerikas,“ 1877, nebst dem großen Reisewerk „Zwischen Alaska und Feuerland“. Auch die ethnologische Skizze „Aztlom-Chicomoztok“ wäre noch zu nennen. Als Dichter und Mensch ist Brühl kein „Achtundvierziger“ in des Wortes landläufiger Bedeutung gewesen, sondern ein glaubenstreuer Katholik. Die erste Sammlung der Gedichte Brühls erschien unter dem Titel „Poesien des Urwaldes“ bei Benziger Brothers im Jahre 1871. Vor mehr als fünfzig Jahren erschienen, ist das Buch längst vergriffen. Ueber den Inhalt und den Wert desselben wollen wir Dr. H. H. Fick das Wort erteilen: „Es enthält die Unterabteilungen „Deutsche Pioniere“, „Aus dem Wigwam“, „Logan der Mingo-Häuptling“ und „Lose Blätter“. Im ersten Teil hat der Dichter mit vielem Geschick die tätige Beihilfe der eingewanderten Deutschen am Aufbau dieses Landes, den Einfluß deutschen Geistes und deutscher Strebsamkeit auf die Entwickelung desselben, und überhaupt die Bedeutung des deutschen Elementes für die Kultivierung der westlichen Halbscheit besungen. Es sind treffliche Charakterbilder die er von den Pionieren zeichnet. In formvollendeten Romanzen und Balladen schildert der Geschichtskundige Dichter die Erlebnisse und Thaten solcher Männer wie Hollenbach, Kapitän Hießer, Hauptmann Helm, De Kalb, solche Frauen wie Katharina Weisenburg.

Schwerlich wird eine Würdigung des Deutschtums hierzulande in treffendere Worte gekleidet werden, als von Kara Giorg in „Vinun, Vinum, Textrinum“ nach dem Wahlspruch Germantowns, geschah:

„Wie sinnig Wein, Lein, Webeschrein.
Ja, Frohsinn, Ackerbau, Gewerbe,
Das soll der Deutschen Banner sein,
Das ihr Symbol, ihr stolzes Erbe!

Sie sollen ihre heitere Lust
Ins starre Yankeeleben tragen,
Froh soll ihr Herz in freier Brust
Nach echter deutscher Weise schlagen.

Mit Reben soll der Hände Fleiß
Die waldumkränzten Hügel krönen,
Und, kosten sie der Traube Preis,
Ihr Lied das stille Tal durchtönen.

Die Axt, der Spaten und der Pflug,
Sie seien ihre Lieblingswaffen,
Den Urwald, drin der Wilde schlug
Sein Zelt, in Gärten umzuschaffen.

Auch in der Werkstatt soll die Hand,
Die emſ'ge, sich geschäftig rühren,
Und, an die Arbeit fest gebannt,
Den Hammer und die Spule führen.“

Von den Kulturbestrebungen und Zivilisations-Arbeiten derer, „die in das Eldorado der westlichen Hemisphäre vorausgeeilt waren,“ sagt Brühl: „Ihr Kampf hat mich mit Achtung und Bewunderung für mein Volk erfüllt, und in mir die Ueberzeugung befestigt, daß ihm hüben und drüben eine große Zukunft bevorsteht. Das deutsche Volk ist wie der Phönix der Sage, der alternd und sterbend, neu verjüngt aus der Asche wieder emporsteigt.“ Das ist ein trostvolles

Wort für uns, gerade in diesen schweren Zeiten.

Doch kehren wir zurück zu Dr. Ficks Ausführungen:

„Oft packt den Dichter „das bittersüße Heimatweh“ und als „Fremdling in der fremden Zone“ gedenkt er mehr denn je des Vaterlandes. Beim deutschfranzösischem Kriege ermuntert sein Lied die Streiter für Deutschlands Ehre; er sieht „die Hand der Nemesis“ in dem Geschicke des dritten Napoleon, und seine Strophen bitten um milde Gaben für die Verwundeten und die Waisen.

Die Ueberlieferungen verschiedener Indianerstämme haben dem Dichter nicht wenige poetische Motive geboten, und sind von ihm in eigenartiger Weise verwertet worden. Brühl singt von dem Riesenvogel Piasa, der täglich einen Menschen raubt, bis schließlich, vom großen Geiste ermuntert, der Stammeshäuptling sich selbst zum Opfer bringen will.

Nicht minder ansprechend sind die Bearbeitungen anderer Sagenstoffe der Rothäute, wie „Das heilige Feuer„, „Das Sühnopfer“, „Winona“, „Das Marmorkanoe“, „Osceola“, „Nodowaqua“ und ähnliche.“

Man hat so oft vom deutschamerikanischen Dichter verlangt, daß er amerikanische Stoffe und Stimmungen behandle. Brühl hat das in reichlichem Maße getan, obwohl er als vielerfahrener Mann auch die Schätze des Auslandes nicht verschmähte.

„Auf seinen Reisen scheint der Dichter über die empfangenen Eindrücke ein Tagebuch in begeisterten Versen geführt zu haben, schreibt Fick. Sicher ist nicht oft die Landschaft so aufmerksam angeschaut und deren Eindrücke so verständnisvoll und innig im Worte festgehalten worden, als es Brühl zu tun vermochte.

Hatte Dr. Brühl sich in der Erstlingsgedichtsammlung als fruchtbarer, gedankentiefer und formgewandter Dichter erwiesen, ist doch weitaus bedeutender, was er später schuf und in dem Bändchen „Abendglocken“ niederlegte. Weite und wiederholte Reisen nach Mittel- und Südamerika, wie auch nach Europa, Kleinasien und Nordafrika hatten dem Talente des Dichters Gelegenheit zu großartigen Naturschilderungen gegeben. In der Wortmalerei tropischer Bilder wurde er Meister.

Neben den Reizen des Abend- und des Morgenlandes sind es die großen Gestalten der Geschichte, besonders dieses Landes, welche auch zu den Gedichten in der zweiten Sammlung Anregung gegeben haben. „Ponce de Leon“, der Sucher nach dem Jungbrunnen, ist Mittelpunkt eines Gedichtes, welches mit dem Adel des Ausdrucks und der Glätte der Form Gedankentiefe vereinigt. Und bei der Wahl seiner Helden läßt auch in reifen Jahren Brühl keine Gelegenheit vorübergehen, dem Deutschtume den Tribut der Dichtung zu zollen. Wie er Moll Pitcher, das deutsche Weib, welches die Schlacht bei Monmouth gewinnen half, besungen hat, verherrlicht sein Lied den Helden von Fort Moultrie, Sergeant Jasper. Als es galt, die zweihundertjährige Jubelfeier der deutschen Niederlassung in Amerika zu begehen, da verschönte der Dichter das Fest durch ein von ihm selber in großer Versammlung vorgetragenes Ruhmesgedicht, das in der stolzen Schlußstrophe ausklingt:

„Groß ist dies Land, dies Volk geworden,
Bewundert von der weiten Welt,
In Ost und West, in Süd und Norden

Kein gleiches schaut das Himmelszelt;
Doch deutschem Fleiß und deutschem Mute,
Und deutschem Geist und deutschem Blute
Verdankt's, daß es so hoch gestellt."

„Durch alles, was Brühl geschaffen hat, geht die Betonung von Pflichttreue und der Hinweis zur Rechtschaffenheit: ein Hochhalten der idealen Ziele. Unablässig war er bemüht, an dem, was er schrieb, zu feilen und bessern. Durch hierüber gepflogene Besprechungen wurde der ausgezeichnete Mann führendes Mitglied in einem Kreise von Literaten, wie er seither nicht wieder zusammen kam."

In der letzten Arbeit Brühls, die nach dem jähen Tode, der den immer noch geistig frischen Mann am 16. Februar 1903 fortriß, von seinem langjährigen Freunde Willenborg dem Drucke übergeben wurde, ist der Dichter zu Szenen und Personen zurückgekehrt, die ihn im Beginne seines dichterischen Schaffens interessierten. Die Dichtung, lyrisch - epischen Charakters, verherrlicht den gegen die Türken kämpfenden Helden Albaniens, Skanderbeg.

„Schon in dem Pseudonym Kara Giorg, d. h. „der schwarze Georg", schrieb ein Kritiker in der „Amerika", hat der verstorbene Dr. G. Brühl seine Vorliebe für die Donauländer hinreichend ausgesprochen. Mit sichtlicher Vorliebe hat er denn auch — wie uns der Herausgeber U. Willenborg meldet, — die vorliegende Dichtung ausgearbeitet und wurde nicht müde, daran zu feilen, bis ihm die Todesstunde schlug.

Der Dichter hat sich in Skanderbeg — Herr Alexander, wie Umrad II. den jungen Kastriota umgetauft hatte — eine scharfe Aufgabe gesetzt. Neben einigen wenigen, allerdings äußerst wirkungsvollen Szenen von Liebeserwachen und Bekehrung, z. B. in der ehemaligen Türkin Mara, die Skanderbeg's Neffen Hamsa heiratet und der Religion Christi und dem neuen Adoptiv-Vaterlande treu bleibt, während der Ehrgeiz ihren Gatten zum Verrat treibt, neben Szenen von Familienglück und christlicher Nächstenliebe, wie es ideal erstrahlt in Skanderbeg und seiner Gattin Donika, hören wir nur von Schlachten und Sieg, Sieg und Schlachten.

Brühl hat hier das Einerlei geschickt vermieden. Stets fesselt er durch neue Züge. Skanderbeg's Bild sehen wir vor uns in lebendiger Anschauung, den weisen Schlachtenlenker, den kühnen Helden, den treuen Gatten, den edlen Fürsten, den treuen Sohn der Kirche. Sein Herz ist großmütig, mild und offen. Ausgewetzt hat er die Scharte des jugendlichen Abfalles vom Christentume, den ihm die Mutter vorhielt bei seiner Rückkehr vom türkischen Hofe:

„Schlecht hast du befolgt die Mahnung,
Die ich dir beim Abschied rief,
Nie verleug'ne deinen Glauben,
Grabe in das Herz ihn tief."

Bis zum Ende des Lebens waren fortan Religion und Vaterland seine Sorge, denen er alles in Liebe und Treue großmütig hintansetzte. Ja, das ganze Epos — die lyrischen Teile scheinen nur schwächer, da ihnen die nötige orientalische Glut abgeht — ist ein Hochgesang christlichen Heldenmutes, christlicher Feindesliebe. In diesem posthumen Werk wird Brühl in der deutsch-amerikanischen Literatur fortleben."

3. Einige ältere Poeten des Nordens.

Im Jahre 1866 erschienen in Milwaukee „G e d i c h t e" v o n „H e n r i c u s v o m S e e", unter

welchem Decknamen sich der Rheinländer Wilhelm Dilg verbirgt. Er war zu Nierstein im Jahre 1837 geboren, kam 1849 mit seinem Vater nach Milwaukee, war zuletzt Reisender für eine Buchhändler-Firma, und kehrte 1884 wieder in die Heimat zurück. Zimmermann gibt einige ansprechende Proben seines Talentes.

Unter den Dichtern Wisconsins nimmt der Oesterreicher Friedrich Katzer, dritter Erzbischof von Milwaukee, eine bedeutende Stelle ein durch sein Drama, oder vielmehr Mysterienspiel, „Der Kampf der Gegenwart", das mit großem Erfolg über die Seminarbühne ging, und auch in Buchform erschienen ist. Schon als Student im Salesianum hatte Katzer ein Bühnenstück, „Der Tod des Hl. Bonifatius" geschrieben. Im Jahre 1895 erschien dann noch das Festspiel „Der Treue Lohn". Bei der Armut unserer Vereinsbühne an packenden Dramen christlicher Tendenz ist es nur zu bedauern, daß solch ein Werk nicht mehr aufgeführt wird. Rudolf Cronau in seinem Prachtwerk „Drei Jahrhunderte deutschen Lebens" findet Katzer's „Kampf der Gegenwart" erwähnenswert. Erzbischof Katzer stammt aus Oberösterreich. Geboren zu Ebensee am 7. Februar 1844, folgte er im Jahre 1864 dem Indianermissionär Fr. Pierz nach Amerika. Er war ein vortrefflicher Dozent der Philosophie.

Prälat Joseph Rainer, der allverehrte Rektor Emeritus des Salesianums in Milwaukee und vortreffliche Biograph des unvergeßlichen Dr. Salzmann, ist auch mit einem poetischen Werkchen, „Jubelklänge aus Amerika, Gedenkblatt zum Papstjubiläum", an die Oeffentlichkeit getreten. Gering an Zahl, aber um so größeren Wertes sind diese Sonette und die in Zeitungen und Einzelblättern verstreuten Gedichte und Kantaten Msgr. Rainers. Auch als gediegener Poet in lateinischer Sprache hat sich unser hochverehrter Lehrer in Gelehrtenkreisen einen beneidenswerten Ruf erworben. Das prächtige Buch über Josef Salzmann wird seinen Wert nie verlieren. Geboren ist Msgr. Rainer zu Kaltern in Tirol am 10. Februar 1845. Kam 1866 nach Amerika und wurde 1867 zum Priester geweiht. Sein ganzes priesterliches Leben verbrachte Vater Rainer, wie wir ihn noch immer dankbar nennen, im Priesterseminar zu St. Francis bei Milwaukee. „Vom Lande des Sternenbanner" enthält drei formvollendete, tiefsinnige Sonette.

Mit Rektor Rainer befreundet, und von ihm wohl auch zum Schreiben ermutigt, gab der frühere Spiritual der „Schulschwestern Unserer Lieben Frau", hochw. P. Abbelen, seine überaus anziehende Lebensbeschreibung der Mutter Caroline Fries zu Milwaukee heraus.

Auch unseres unvergeßlichen Lehrers im Salesianum, des allverehrten Hermann Leygraaf, dürfen wir schon wegen seines Einflusses auf einige jüngere Poeten nicht übergehen. Von ihm haben wir „Nach Rom und Jerusalem. Wall- u. Wanderfahrten.", St. Louis, 1881. Beide hochwürdige Herren sind schon lange tot, aber noch immer wirksam durch den Eindruck, den sie als Lehrer und Leiter hinterlassen haben.

Als Dialekt-Dichter, in Luxemburger Mundart, hat sich ganz besonders der ältere Nikolaus Gonner hervorgetan. Geboren zu Luxemburg am 8. Januar 1835 kam er 1865 nach Amerika. Als Redakteur der „Luxem-

burger Gazette" in Dubuque, Iowa, hat er sich einen weiten Leserkreis erworben. Seine Gedichte erschienen zu Dubuque 1883 unter dem Titel „Prairieblumen". Recht erfrischend ist Gonner's mannhaftes Eintreten für das Deutschtum:

„Mer Letzebürger Menner
Sen Deitsch fu Stamm a Blut."

singt er sein kräftiges Trutzlied. Zimmermann bringt vier von Gonner's Gedichten zum Abdruck. Als Historiker gab uns Nikolaus Gonner „Die Luxemburger in der neuen Welt", 1889. In Nikolaus Gonner's Prairieblumen erschienen auch die Gedichte Johann B. Nau's und Nikolaus Beckers, alle in Luxemburger Mundart. Nau ist am 9. November 1859 zu Tettingen in Luxemburg geboren und kam 1883 nach Amerika. Becker ist am 23. August 1842 zu Vormeldingen geboren und kam 1854 nach Wiskonsin. Von beiden Poeten giebt Zimmermann einige anziehende Proben. Als Bruder = Redakteur und als Bruder = Poet, wenn auch nicht als Luxemburger, sondern als Hannoveraner, möchten wir hier den Gründer und langjährigen Redakteur des St. Paul „Wanderer", Hugo Klapproth, anreihen. Hugo Klapproth war Konvertit und hat, nebst vielen anderen Arbeiten in Vers und Prosa, eine Kontroversschrift über seinen Lebensgang hinterlassen.

4. Das Staufenlied.

Jetzt aber müssen wir uns wieder einem der eigentlichen Heroen unserer deutsch-amerikanischem Dichtung zuwenden, dem Tiroler Priester Joseph Albert Schäle, dem Sänger des Staufenliedes. Joseph Albert Schäle ist von der deutschamerikanischen Kritik ganz unbeachtet gelassen worden. Der feinsinnige Kritiker der Stimmen aus Maria Laach aber, Gerhard Gietmann, S. J., hat ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt (Stimmen 1895), das wir zu Lust und Frommen unserer Leser vollständig wiedergeben wollen, nachdem wir die Personalien des Priester-Dichters festgestellt haben.

Joseph Albert Schäle stammt aus dem Vorarlberger Ländchen, das ja seit Jahrhunderten zu Tirol gerechnet wird. Vor mehr als vierzig Jahren kam er nach Amerika" Schon im Jahre 1882 wird er als Pfarrer der im Jahre 1869 gegründeten St. Bonifatus Gemeinde in New Haven, Conn., angeführt. Dem Direktorium von 1920 nach lebte er damals noch als Pfarrer von New Haven. Kurz darauf ist er gestorben.

Ob der Dichter noch weitere poetische Arbeiten in seiner Mappe verschlossen hielt, können wir nicht sagen: von anderen Dichtungen ist uns nichts bekannt. Aber das Staufenlied genügt vollauf unserem wackeren Tiroler = Sänger einen der glänzendsten Namen in der deutsch-amerikanischen Geschichte der Poesie zu sichern. Zur Charakteristik des „Staufenliedes" wollen wir die wohldurchdachten und höchst anerkennenden Worte des ebenso feinsinnigen wie gestrengen Kritikers der „Stimmen aus Maria Laach", Gerhard Gietmann, nebst einigen Seitenbemerkungen anführen:

„Ein episches Gedicht in 3 Bändchen hat vielleicht für manchen Leser etwas Abschreckendes. Wir können aber versichern, daß auch ein reicher, belehrender und erhebender Inhalt geboten wird. Das Werk nennt sich ein Staufenlied, weil es die Geschichte und den Beruf der Kaiser aus dem Staufenhause und die ganze große Zeit, in der sie lebten, wiederspiegelt. Der Glanz der Kaiserkrone und der hellere der päpstlichen Tiara

strahlt uns hier entgegen. Wir sehen die Lichtgestalt Walthers von der Vogelweide, des gekrönten Dichtergreises, erscheinen und lauschen seinem Seherworte. Erfreuende und betrübende Bilder, die sich um ein Kreuzzugsunternehmen gruppieren, mannigfaltige Szenen aus dem Hof- und Familienleben, Ritter-, Priester- und Frauengestalten einer Heldenzeit, kurz, ein farbenprächtiges Gemälde der Kultur des 13. Jahrhunderts erscheint vor unsern Blicken.

Ebenso richtig könnte man es das Preislied auf die liebe, gute hl. Elisabeth, die Mutter und Schutzherrin des deutschen Volkes, nennen. In die letzten zehn Jahre ihres Lebens (1221—1231) drängt sich die ganze Handlung zusammen. Ihr Geist schwebt weihevoll über dem Gedichte. Elisabeth steht durch ihren Gemahl, den Landgrafen Ludwig von Thüringen, einem Seitensprossen des Kaiserhauses, zu den weltbewegenden Ereignissen der Zeit in naher Beziehung. In ihren persönlichen Tugenden ist hinwiederum auf das würdigste jenes Ideal verwirklicht, das unsere Phantasie so gern in jene Zeit hoher Kraft, echten Glaubens und schwunghaften Strebens hinzeichnet.

Der Inhalt des eminent nationalen und echt christlich gedachten Liedes ist folgender. Erster Teil in acht Gesängen: Letzte Prüfung der Jungfrau Elisabeth; Ludwigs Heldengestalt. Vermählung beider; das Lied vom Grale, angewendet auf den Beruf des deutschen Volkes. Ludwig im Kyffhäuser bei Barbarossa. Ausgeführte Erzählung der ältern Geschichte des Staufenhauses, durch die der Rotbart den jungen Helden Frömmigkeit und Demut mit Heldengröße verbinden lehrt. Im Schlußgesang zieht Ludwig nach Italien, um dem Kaiser Friedrich II. durch Rat und Tat beizustehen; Elisabeth bringt großmütig das schwere Opfer der Trennung. — Zweiter Teil, 9 — 17. Gesang: Friedrich II., der jetzt in den Vordergrund tritt, hält Reichstag zu Cremona; seine ghibellinischen Gedanken über Kaisergröße treten mit den kirchlichen Anschauungen in Widerspruch. Nachdem sodann episodisch Elisabeths wohltätiges Wirken in Thüringen erzählt ist, folgt die Kaiserhochzeit, bei der zu Ehren der griechischen Braut eine orientalische Pracht entwickelt wird und ein griechischer Sänger den halbheidnischen Ideen des Kaisers von Macht und Schönheit durch sein Lied entgegenkommt. Die Fortsetzung des Hoffestes bietet Walthern Gelegenheit, seinerseits die Größe des deutschen Volkes und dessen christliche Ideale zu feiern; hier wird nun weiter ausgeholt und auf die Krönung Karls des Großen zurückgegriffen. Die Gesänge 15—17 befassen sich mit dem Kreuzzug: Reichstag zu Palermo, rührender Abschied Ludwigs von Elisabeth, sein Tod; Friedrichs Unglaube und Trägheit vereiteln den Kreuzzug. — Dritter Teil, 18.—24. Gesang: Dieser Teil beschäftigt sich fast ausschließlich mit Elisabeth, welche die Nachricht vom Tode des Gatten erhält, von Haus und Hof vertrieben, durch die heimkehrenden Kreuzesritter wieder zu Ehren gebracht wird, aber in Zukunft nur Gott und den Armen lebt und als Heilige stirbt. Ihre Vision kurz vor dem Tode enthüllt die künftigen Geschicke des deutschen Volkes, dessen verjüngte Heldengestalt uns aus der Ferne einer schönern, ebenso christlichen wie glorreichen Zukunft entgegentritt.

Man erkennt aus dieser flüchtigen Uebersicht, welche Fülle poetischer Stoffe profanen und religiösen Inhalts in dem Kunstrahmen des Gedichtes beschlossen ist. Mit großer

Wärme finden wir vor allem die Elisabeth und Ludwig behandelnden Abschnitte ausgeführt; der Dichter ist hier ganz Gemüt und voll inniger Teilnahme. Versammlungen, Feste, Jagden, Heereszüge und Schlachten, die Erscheinung weltlicher und geistlicher Würdenträger, Helden, Sänger, Frauen, Arme und Kinder bieten reiche Gelegenheit, die dichterische Phantasie, Welt- und Lebenskenntnis, die Kunst der Charakterzeichnung und Naturbeschreibung walten zu lassen. In allen diesen Verhältnissen wahrt Schäle die Würde des Mannes, des Dichters und des Christen vollauf: wohl niemand wird ihm dieses Lob, das fürwahr kein geringes ist, versagen. Wir haben es nicht mit einem Dilettanten zu tun, der einen großen Stoff leicht nimmt und ihm schließlich erliegt. Die ernsteste Arbeit, welche durchweg mit bestem Erfolge gekrönt wird, hat das „Staufenlied" geschaffen. Ehre und Dank dem Manne, der sein bedeutendes Talent in den Dienst eines so würdigen Gegenstandes gestellt und diejenige christliche Poesie, die im vollen Sinne diesen Namen verdient, mit einem achtunggebietenden Lied in großem Stile bereichert hat.

Wie die Inhaltsgabe zeigt, fehlt es allerdings auch nicht an Abschweifungen vom Faden der Handlung, und es bleibt eine kühne Zumutung, wenn von jedem Leser ein ruhiges Verweilen bei denselben erwartet wird. Beim ersten Lesen ist es vielleicht anzuraten, darüber rascher hinwegzugehen, was die obige Uebersicht erleichtern wird. Wohl haben wir es auch in jenen Partien nicht einfach mit geschickt versifizierter Geschichte zu tun;dem Dichter liegt vielmehr daran, die Gesamtheit der Deutschlands Beruf im Weltplan näher berührenden Ereignisse unter eine hellere Beleuchtung zu stellen.

Sehr zahlreich sind die Einzelpartien, welche den höchsten Anforderungen genügen. Die Anlage des Ganzen und die Beherrschung des Stoffes zeugen von einem überlegenen, künstlerisch sehr gebildeten Talente. Eine wohltuende Jugendfrische, rednerischer Schwung, poetische Farbenpracht, überraschende Gedanken und Wendungen in Menge lassen den Leser nicht leicht ermüden. Die Strophenform der Ottave (Stanze) erschwerte den Fluß der Darstellung, indem sie dem deutschen Dichter fast allzu enge Fesseln anlegte. Nicht immer wird man also die Webersche Leichtigkeit und Natürlichkeit der Sprache wiederfinden. Man muß aber schon ein großes Zartgefühl für den reinsten und treffendsten Ausdruck mitbringen, um nicht auch unter dieser Rücksicht wenigstens befriedigt zu werden, und dabei ist niemals zu übersehen, daß eine gelungene Ottave gar lange Versreihen mit einfachem Reim aufwiegen dürfte. Der Verfasser des „Staufenliedes", der ein Tiroler, näher Vorarlberger, von Geburt ist (daher die herrliche Stelle über Tirol, welche er im 8. Gesang seinem Landsmann Walther in den Mund legt) und jetzt als Seelsorgspriester in Amerika lebt, hat weder sein Heimatland noch die deutsche Sprache vergessen. Es mögen als Probe für Gesinnung und Sprache die Anfangsstrophen hier folgen, in welchen er die hergebrachte Anrufung der epischen Muse gut ersetzt:

Klangreiche Harfe, komm, Germaniens Sprache,
Und laß ertönen unseres Volkes Sang;
Durch dich zum Leben, liedverklärt, erwache,
Was es vollbracht in seinem stolzen Drang,

Als es das Schwert noch trug für
Gottes Sache,
Und seine Stirne Romas Kron' umschlang.
Gewähr dem großen Griffe volle
Töne,
Damit dein Reiz die hohen Taten
kröne.

Du Geist des Herrn, durch dessen
Schöpferwehen
Das Chaos einstens ward zur schönen Welt,
Erhör zu diesem Werk das heiße
Flehen,
Mein Fittich sei von deinem Hauch
geschwellt;
Du hast gelenkt das Große, das geschehen,
Du der Heroen Blick und Herz erhellt,
Und sie entflammt, die Taten zu
vollbringen —
O laß mich sie mit gleicher Glut
besingen!"

5. Clemens August Schlüter.

„Klangreiche Harfe, komm, Germaniens Sprache,
Und laß ertönen unsres Volkes
Sang."

Mit diesen Worten des kräftigen Tiroler-Sängers finden wir den Uebergang zum realistischen Westfalen-Dichter Clemens August Schlüter, einem Manne, der auf ähnliche Weise wie Schäle, mit der echten, unverfälschten Natur seiner Heimat, „nicht bloß die Unbefangenheit des Amerikaners, sondern vor allem die Glaubenskraft des katholischen Priesters vereinigt". Unter dem Titel „Natur und Gnade" (bei Schöningh, Paderborn 1890) hat uns der Dichter ein Buch geschenkt, das als eine der duftigsten Blüten in unserem Dichtergarten anerkannt werden muß. Kein geringerer als der feinsinnige Dichter und Kritiker Wilhelm Kreiten, S. J., hat unserem Poeten das schöne Lob gezollt: „So tritt er uns aus seinen Gedichten als ein einheitlicher, origineller und mannhafter Charakter entgegen, dem wir nicht wie jedem sonstigen angenehmen Plauderer oder Erzähler, aus Neugier oder Zerstreuung wohl ein halbes Ohr leihen, sondern dessen Worten wir gerne Eingang in das Heiligtum unserer Seele gewähren, ein Mann, den wir bald achten und lieben lernen, ohne ihn je gesehen oder von ihm gehört zu haben." Das ist ein hohes Lob aus der Seele eines viel belobten Mannes wie Kreiten, aber es ist reichlich verdient. „Zwar", sagt der Kritiker weiter, „sind nicht alle seine Gedichte Meisterwerke; aus allen aber spricht jener hohe Lebensernst, der auch das Unbedeutendere adelt und der bewirkt, daß selbst das künstlerisch Unvollendete nicht ganz trivial wird. Immer tritt uns ein Gedanke entgegen, der es verdient, daß man Zeit und Kraft daran setzt, ihn nachzudenken. Dazu kommt dann das andere Erfordernis einer Gedichtsammlung, die Herrschaft über die Sprache. Es muß geradezu auffallen, wie rein und echt-deutsch der Saxo-Amerikaner sich seiner Muttersprache zu wahren gewußt hat, mit welchem Reichtum des Wortes und Reimes er gleichsam zu spielen scheint." Und dann noch eins: Man hat schon oft dem Westfalen-Stamm das Gemüt abgesprochen und die Behauptung aufgestellt, daß es schon aus diesem Mangel erklärlich sei, daß Westfalen so wenig Dichter aufzählen kann. Dies Urteil beruht aber auf einem Irrtum: denn obwohl die Zahl der Dichter Westfalens nicht gerade groß ist, so gehören die Besten doch zum eisernen Bestande der Literatur; und in Betreff des Gemütes ist der Westfale nur zu weich und tief und in-

nig, als daß er es vor Fremden gerne zeigen möchte. Man müßte schon ein halber Westfale sein, einen Einblick ins Gemüt eines echten Westfalen zu gewinnen. Herb und rauh mag oft sein Aeußeres sein, aber warm und weich ist der innere Kern. So ist es auch bei unserem Westfalen-Dichter Klemens August Schlüter. Seine Sache ist es nicht, süße melodische Liedesklänge zu verhauchen: kräftig, ernst, manchmals rauh ist alles was ihm wirklich gelang. Der goldige Kern aber ist der Mühe wert. Nur schade, daß dem ausgezeichneten Dichter, wie so manchem andern, die Gabe der Selbstkritik zu fehlen scheint. Gerade das Schwächste, das zu wenigst Eigentümliche, stellt er in seiner Sammlung voraus. Nicht als ob alles im ersten Strauß minderwertig sei. Gewiß nicht, manch anderer dürfte sich hier an dem weniger Gut Schlüter's bereichern. Aber unseres Dichters „eigenstes Festland und Königreich eröffnet sich unserem Blicke erst im zweiten Teil der Sammlung", wie Kreiten sagt, „in jenen eigentümlichen Schöpfungen, die halb Phantasie, halb Wirklichkeit, rückwärtsschauendes Prophetenbild, großartige Landschaftsmalerei voll Romantik und Essenrauch, halb epische und halb lyrische Missionsgeschichte und Charakterschilderei, bisweilen an die besten Sachen des Landmannes Freiligrath, oder auch an die realistisch, anschauliche Malweise der Droste-Hülshoff erinnern, ohne darum im geringsten aufzuhören, vollstens Eigentum Schlüters zu sein, und vor jenen erotischen Schöpfungen des Kaufmann's den religiös-ethischen Grundton des Priesters, von denen Annetten's aber oft die Großartigkeit und Fülle des Stoffes voraus haben. „P. Kreiten weist nun dieses Urteil an einer Gruppe von Gedichten nach, die er unter dem Titel „Aus dem Urwald" vereinigt. In der ersten dieser realistisch gehaltenen Dichtungen wird uns ein Auswanderer Zug mit der Prägnanz der schmucklosen und doch so poetischen Kraft einer Annette oder eines Freiligrath erzählt. „In jedem Falle ruft Kreiten bewundernd aus, welche Anschaulichkeit in den Schilderungen, welcher Wechsel in den Stimmungen und Scenerien, welcher Reichtum der Charakteristik, und dabei welch kräftige einfache Sprache! Das ganze Gedicht liest sich wie der erste Gesang eines Epos, dessen Held Vater Gallitzin zu werden verspricht, eine Ansicht, in welcher uns die Ueberschrift des folgenden Stückes: „Die Gründung Loretto's" bestärken muß...." Sehr schön hebt dieses Gedicht mit einem tief wahren Gedanken an:

„Die Schwermut wohnt in menschenleerer Wildniß,
Ein Schauer zieht um Baum und Felsenkamm;
Natur ersehnt der Gottheit fürstlich Bildniß.
Die schöne Maid den hohen Bräutigam,
Das klagt sie dir in räthselhaften Stimmen
Der Waldesnacht, wenn trüb die Sterne glimmen."

Die Zeit der Freude ist für die Waldesmaid, das einsame Tal in den Alleghany Bergen gekommen. Schon baut man die Kapelle von welcher alle Wege ausgehen, zu der alle Wege hinführen sollen. Die Wichtigkeit und Bedeutung der Kapelle, der Blockhauskirche, für den ganzen Umkreis der Ansiedlung führt die epische Dichtung „Der Taufgang" in meisterhafter Weise weiter aus.

„Wie seelenfriedvoll," sagt Kreiten, „mutet uns der Schluß des Gedichtes an: Die arme Frau mit dem getauften Kind, die Wittwe, die endlich wieder einmal gebeichtet und den Heiland empfangen hat." Nach diesen Bildern Aus dem Urwald führt uns der Weg in das Leben der amerikanischen Großstadt. Dahin gehören „Die Brücke von Brooklyn", „Der Dom zu New-York", „Das Eiland", „Die Eisenstadt."

Am Susquehanna ragen grüne Berge,
Gleichwie am Rhein, nur daß die Burgen fehlen;
Doch reiche Schätze legten drin die Zwerge,
Die sorglich sie behüten und verhehlen."

Hier träumt der Dichter von alten Zeiten, „da da noch alles endloser Urwald war. Er wohnt im Traume einem Indianerbegräbniß bei. Während wir nun den Klageliedern der Rothäute lauschen, weckt plötzlich ein Pfiff des Dampfrosses den stillen Träumer. Er sieht jetzt vor sich eine Stadt mit ihren Türmen und rauchenden Schloten. Aber ein Jahrhundert vergeht, der Berg steht seines Erzes beraubt, im Schmucke der Rebgelände da: und die Stadt ist ein Bild des Himmelsfriedens. Zu dieser Gruppe gehört auch noch das prachtvolle Gedicht „Tubalkain" ein Bild aus Urwaldstagen mit dem erhabenen Schluß:

„Uns ward die Nacht der Sterne, dem Volke der künftigen Zeit,
Wird Gott als Sonne leuchten in ewiger Herrlichkeit."

Besonders erwähnen müssen wir noch das Schlußgedicht der eigentlich amerikanischen Dichtungen „Huanaka", das die peruanische Kyffhäusersage behandelt.

„Eine zweite Gruppe von hervorragenden Gedichten der Schlüterschen Sammlung sagt Kreiten weiter, könnte man überschreiben: „Ecclesia, die Kirche", weil sie in den verschiedensten Formen und Bildern immer wieder diese Braut des Heilandes mit echtpriesterlicher Begeisterung singen und schildern. „Zu dieser Klasse gehören „Japhet" ein herrliches prophetisches Bild, dann „Der Göttliche Orpheus", „Ecclesia", „Die Hirtin der Völker," „Die Sieben Edelsteine", d. h. Die Sieben Sakramente als Brautschatz der Kirche, „Wandel und Bestand", „Das Schiff des Todes," alles wahre Perlen tiefsinniger Poesie.

Aber Schlüter ist Westfale, und hängt mit jeder Faser am Boden der Roten Erde. Wie sehr er dieses ist, bezeugt er selbst in dem Ausspruch: „Er habe nur aufhören können, Westfale zu sein, um Missionar zu werden." Aber selbst dann hat ers nur können in Hinsicht auf örtliche Trennung, nicht auf innere Gesinnung. Erst in der Fremde hat er es recht erkannt, wie lieb und theuer ihm die Heimat geblieben.

Bilder aus der Jugendzeit sind: „Das Kreuz in der Haide," „Das Kapellchen", „Einst", „Die Amsel" und vor allem „Alte Saaten". Auch einige vorzügliche Balladen spielen auf altheimischen Boden, so „Der Engel von Corvey" und „Grinke Schmid", wohl das gelungenste epische Stück des ganzen Buches.

Eine reiche Fülle von poetischen Motiven sind über das ganze Buch

Schlüters verstreut: wir haben nur die vorzüglichsten Proben namentlich angeführt. Zum Schluß wollen wir noch das Endurteil Wilhelm Kreiten's im Auszug hierher setzen: „So begrüßen und besitzen wir in Clemens August Schlüter einen jener Dichter, die auch der katholischen Poesie von nöten sind, denen die Aufgabe geworden, in die alternden Adern neues Blut zu führen, die echten Formen der Schönheit mit neuen Stoffen zu füllen, Dichter denen man ansieht und anhört, daß sie am Schlusse des 19ten Jahrhunderts sangen, daß sie etwas wirklich noch nicht allbekanntes zu sagen hatten.... Poetische Pfadfinder sind notwendig, um die Leser auch wieder durch den interessanten Gegenstand zu gewinnen. Eigentlich ganz Neues bringt ja auch Schlüter nicht. Abgesehen von Longfellow und anderen haben auch Lenau und Freiligrath dieselben Stoff ja schon behandelt..... In ihrer charakteristischen Färbung bei Schlüter, dem katholischen Missionspriester und geborenen Westfalen, muthen sie uns aber wieder frisch und neu an, und jedenfalls hat unsere katholische Poesie ihresgleichen noch nicht zu viel aufzuweisen." Von amerikanischen Kritikern wurde Schlüters poetische Bedeutung nur von G. A. Neef gewürdigt: in seiner Anthologie: „Aus dem Lande des Sternenbanners", stehen sechs von Schlüters besten Poesien. Wir wollen noch nachholen, daß der Dichter am 15. Januar 1837 zu Nordkirchen, Westfalen, geboren wurde, und zu Münster, und dann zu Linz a. D. seine Studien gemacht hat. Zum Priester geweiht wurde Schlüter im Jahre 1864 und seit 1872 wirkt er in Pennsylvanien als Missionar; zuletzt Pfarrer der deutschen Marienkirche in New York, wo er erst vor ungefähr einem Jahre gestorben ist. In der deutsch-amerikanischen Litteratur wird er fortleben als einer unserer Besten.

---

6. Michael J. Lochemes.

Wie der Leser nun mit uns an der Hand Wilhelm Kreitens dem hohen Dichterhain Clemens August Schlüters ein Viertelstündlein gewidmet hat, so möge er nun ein weiteres Viertelstündlein dem reichen Blumengärtlein unseres Jugendfreundes, des Prälaten Michael J. Lochemes weihen. Der Dichter ist vollbürtiger Amerikaner. Das Licht der Welt erblickte er zu New York am 29. September 1860, kam aber schon in der Kindheit nach Milwaukee, am herrlichen Michigan See. Im Jahre 1883 wurde er zum Priester geweiht und war lange Jahre Rektor des Lehrer-Seminars bei Milwaukee. Unter dem Schriftsteller Namen Dietrich Waldvogel sang er schon in früher Jugend seine sinnigen Lieder. Als Meik Fuchs schenkte er einem weiten Leserkreis sein Büchlein in Pennsylvanischer Mundart „Drygoods und Notions". Auch als Dramatiker von Bedeutung ist Lochemes aufgetreten mit der Martyrer-Tragödie „Theodotus." Als Lesedrama ist „Theodotus" vortrefflich zu nennen. Sprache und Versbau sind rein und edel. Aber nicht ein bloßes Lesedrama, sondern ein lebenswarmes Stück ist Theodotus. Die Charakteristik der verschiedenen Personen ist kräftig, bleibt jedoch immer im Bann der schönen Form. Der Stoff jedoch ist mehr Geschehnis, als Handlung, und schon deshalb dürfte dem Drama der eigentliche dramatische Nerv fehlen. Höchst günstig urteilte seinerzeit der Kritiker der „Stimmen aus

Maria Laach": „Der Aufbau der Handlung ist architektonisch streng umrissen: der Fortgang rasch und logisch, die Charakteristik der Personen abwechselungsreich und folgerichtig, die Sprache edel und natürlich, der Versbau glatt und der Deklamation günstig." So gehört Theodotus zum Besten, das wir an Dramen besitzen. Was ein Dramatiker, dem die öffentliche Bühne versagt blieb, aus eigenen Kräften leisten kann, das hat der Dichter des Theodotus geleistet. Uebrigens ist das Stück schon mehrmals mit Erfolg aufgeführt worden. Einen weiteren Versuch in Drama hat der Dichter unseres Wissens nicht unternommen. Lochemes ist eben Lyriker durch und durch. Das hat er in seinem wunderhübschen Büchlein, „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners" 1906 vollauf bewiesen. Nur das Reichste, Beste seiner bis jetzt in Anthologien und Zeitschriften verstreuten Gedichte hat uns der sorgsame Gärtner hier zum Genuß und zur Erhebung dargereicht.

Der Gesamteindruck, den das Buch beim Durchlesen im Gemüte zurückläßt, gemahnt wie Blütenduft und heller Frühlingsschein. Manchmal zieht wohl auch ein Wölkchen vorüber, aber auch dieses ist angehaucht von sonnigem Glanze, der auf dem Ganzen liegt. Ein Menschenleben steckt in den Gedichten, und zwar ein ansprechendes, gehaltvolles Leben freudigen Schaffens und idealen Strebens. Nicht so sehr die äußeren Umstände treten uns hier entgegen, als vielmehr die Reife der Seele selbst durch die Zeitlichkeit, ihre Fortschritte, ihre inneren Erfahrungen, ihre Ausblicke in die Zukunft.

Wie Prälat Rainer so treffend schrieb: „Es ist die von tief gläubigem Sinn eingegebene und verklärte, idealisierte Natur - Anschauung, die sich in seinen Liedern kundgibt; und auch der Zug von Wehmuth, der Ton schmerzlicher, aber zugleich von seliger Hoffnung gehobener Trauer, der sich wie ein dünner Tränenflor über die geschilderte Szene legt, ist er nicht eine Bestätigung von des Weltapostels Klage uoer das Seufzen der Schöpfung, die noch unter dem Banne der ersten Sünde liegt?

Einzelne Lieder, wie „Schneeglöckchen", „Am Abend", „Bild des Lebens", erinnern unwillkürlich an Uhland'sche Schilderungen: so gut versteht es der Dichter, mit wenigen Strichen ein Bild des Lebens hinzuzaubern und unsere Phantasie gefangen zu nehmen."

„Man hat den trefflichen Longfellow als den amerikanischen Uhland bezeichnet. Mit demselben Rechte kann man M. J. Lochemes den deutschamerikanischen Uhland nennen, schreibt ein Schwabe, der treffliche alte Wm. Rapp, in der Ill. Staatszeitung. Ohne irgendwie den großen schwäbischen Lyriker und Balladendichter nachzuahmen, und vollständig seine Eigenart wahrend, beweist Lochemes in seinen lyrischen Gedichten denselben Zartsinn und Natursinn wie Uhland, und in seinen erzählenden Dichtungen eine ähnliche epische Gestaltungskraft; er entnimmt aber seine Erzählungs - Stoffe keineswegs dem Mittelalter, sondern auch der neuen Zeit, zum Teil dem Indianerleben und dem amerikanischen Bürgerkriege. Viele seiner empfindenden und fein schildernden Gedichte haben eine amerikanische Färbung in der besten Bedeutung des Wortes.

Auch bei ihm wie bei Uhland äußert sich zuweilen ein schalkhafter Humor. Und auch er bemeistert verschiedenartige Versformen, ist aber dabei

so wenig ein Reimpedant wie Uhland. Daß auch bei ihm nicht selten eine religiöse Grundstimmung zu Tage tritt, ist um so erklärlicher, als er der gefeierte priesterliche Rektor des katholischen Lehrerseminars zu St. Francis bei Milwaukee ist. Sein religiöses Gefühl zeigt aber meist dieselbe freundliche, jeder theologischen Polemik fernstehende Duldsamkeit wie das des Protestanten Uhland. Mit Uhland hat sein deutsch - amerikanischer Geistesverwandter auch Patriotismus und Freiheitsliebe gemeinsam. Von ihm wird auch Lincoln gepriesen."

„Das sind aber keine leeren Tiraden, wie bei so vielen Hyperpatrioten," setzt Prälat Rainer hinzu, denn seine Vaterlandsliebe fußt auf dem Felsengrund des Glaubens, aus welchem „als unserer Freiheit Hüter Kreuz und Sternenbanner ragen."

Das Buch zerfällt in zwei Teile, der erste enthält Lieder und Gedichte, der zweite die erzählenden Stücke. Die Stoffe der Lochemes'schen Lyrik sind die alten, ewig neuen. Die Gottesliebe, die Freude an den Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, die Trauer über die Vergänglichkeit alles Irdischen, und die tiefen Klänge der Sehnsucht. Der Dichter hat aber diese Stoffe mit eigenem Gehalte durchtränkt und so dieselben sich ganz zu eigen gemacht. Tiefe Probleme werden nicht verhandelt. Und doch, wenn hie und da die einfachsten Töne angeschlagen werden, klingen leise die tiefsten Saiten des Herzens mit.

Man lese „Schneeglöckchen". „Die Rosen sprossen", „Die alte Grammatik", „Abendglocken", „Der Mutter Wiegenlied" und das wunderliebliche Gedicht „Rose von Jericho."

Die Form der Gedichte ist ungekünstelt, volksliedartig und, was wir hervorheben möchten, höchst melodisch. Gar manches Lied unseres Poeten wurde deshalb schon von namhaften Komponisten vertont, wie z. B. „Kleiner Vogel im Baum". Die Verse singen sich selbst, und gerade ins Herz hinein. Das ist ein Beweis für die Echtheit dieser Lieder. Musik ist ja die eigentliche Sprache der Musen; und wo der Dichter wirklich Empfundenes in Worte kleidet, da wird der verwandte Ton mitklingen, da wird die Sprache nicht reden, sondern singen. Wie anmutig leicht und melodisch sind nicht „Wanderlust", „Des Frühlings Sieg", „Ave Maria!" „Am Abend", „Südwind", „Ein Lied der Mutter mein"? Wie volkstümlich ist nicht das Gedicht „Wo sind sie hin"? Wie leicht und doch wie gehaltvoll „Die Zauberstadt", und die paar Verse „Nach der Vorstellung"! Von den Sonetten gefielen uns am besten „Der Abend", und „In der Fremde". „Lyrische Colibris" möchte man mit Heine die meisten dieser Lieder unseres Deutsch-Amerikaners nennen, klein, fein und leichtbeschwingt. So verdienen sie den Vorzug vor den erzählenden Dichtungen des zweiten Teiles. Andere mögen anders urteilen, und die plastische Wahrheit und Gestaltungskraft der letzteren noch höher einschätzen. In der Tat findet sich auch unter den Balladen und Legenden manches Wertvolle, wie „Des Volkslieds Ursprung", „Was sich die Prairieblumen erzählen", „Vanitas", „Die verstoßene Mutter", „Hagen", „Der Dänische Bauer", „Miramar", und dessen Gegenstück „Charlotte von Mexiko". Auch der gesunde Humor wirft hier seine Raketen in die Luft, wie „Die Esel von Chatanooga" und „Der Spielmann von Blonhofen." Die „Bilder aus dem Goldland" sind von gesundem Realismus durchhaucht.

Das Buch, so schrieben wir vor vielen Jahren, ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, doppelt erfreulich gerade jetzt, wo die Nörgler und Schwarzseher sich wieder breit machen. Daß ein in Amerika geborener und erzogener Mann die deutsche Sprache und ihre poetischen Formen so meisterhaft gebraucht, ist schon an sich höchst lobenswert. Daß er zudem in unserem geschäftsverlorenen Zeitalter sich die echte deutsche Traumseligkeit bewahrt hat, beweist, wie schön das Edelweiß deutscher Art selbst an kalter, öder Steinwand gedeihen kann.

Man sagt nun mit Recht, daß ein Volkstum, das solche frische Blüten zu zeitigen vermag, noch lange nicht im Absterben sei. Allein, um wie viel überzeugender wäre nicht der Beweis, wenn das Volk selbst diese Blüten als eigenstes Gut erkennen und lieben würde. Wenn das Deutschtum sich hier erhalten soll, so darf es sich nicht begnügen, immer wieder auf seinen Göthe und Schiller zu pochen, sondern es muß eine eigene Literatur aus sich hervorbringen. Dazu gehört nicht nur das Talent der Schriftsteller und Poeten, sondern vor allem die Empfänglichkeit und Sympathie des deutsch-amerikanischen Volkes.

Ein Mann und Dichter wie Lochemes sollte darauf rechnen können.

In allen deutsch-amerikanischen Blumelesen von Zimmermann an bis auf Cronau hat Lochemes freudige Aufnahme gefunden: „Vom Lande des Sternenbanners“ bringt vier der schönsten Gedichte. Zimmermann sogar sieben, darunter drei im Pennsylvanisch-deutscher Mundart.

7. Wildrosen und Waldveilchen.

Es war einmal, da galt Chicago, am Michigan-See, im Vergleich zu St. Louis als ein großes Dorf. Auf einmal lief es als Großstadt unserm lieben St. Louis den Rang ab, und nun ist es eine der größten Städte der Welt. Und warum? Nicht an letzter Stelle weil es eine Stadt Eingewanderter ist. Deutscher Fleiß und deutsche Unternehmungslust haben sich auch hier mächtig hervorgetan. Die katholische Kirche ebenfalls steht groß und einflußreich da im Gebiete von Chicago. Wenn wir nun Umschau halten nach den katholischen deutschen Dichtern Chicagos und der Umgebung, so finden wir in Techny, Illinois, den liebenswürdigen P. Friedrich Lynck, S. V. D., und in Chicago selbst den hochw. Vater Aloysius Thiele, von dessen poetischen Arbeiten die Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Englischen als besonders gelungen anerkannt werden. Thiele's Poesien erschienen im Katholischen Wochenblatt von Chicago, dessen früherer Redakteur, Herr F. P. Kenkel, uns diese Mitteilungen machte.

Dann wäre noch der vor etwa zehn Jahren verstorbene P. Karicher, aus dem Redemptoristen-Orden, als Chicagoer Dichter zu nennen.. Gedrucktes haben wir nichts von ihm gesehen. . Unsere Nachricht über den Dichter kommt ebenfalls von Herrn Kenkel. Aber keiner von den dreien hat, unseres Wissens, ein Gedicht-Buch veröffentlicht.

Bedeutender als diese Poeten stellt sich der viel jüngere Nikolaus Johannes Otto in seinem schmucken Bändchen „Stille Weisen“ dar. Otto ist geboren am 27.. Oktober 1871 zu Filsch, im Kreise Trier. Er besuchte das Gymnasium zu Trier, widmete sich drei Jahre lang dem Post-Fache, wanderte 1895 in Ame-

tika ein, wurde 1899 zum Priester geweiht. Seither ist Vater Otto in der Seelsorge in Chicago tätig.

Der Dichter ist ein echter Lyriker von weichen Formen und Tönen. Die Abteilung „Lieder und Gedichte“ sind volksliedartig, einfach und schlicht, und deshalb recht einschmeichelnd. Ein Gedicht „Es war am Toten Meer“ ist in stylgerechten Terzinen geschrieben. Nur manchmals stören Abkürzungen wie still'n, Lipp', und gar „daß er des Brandes Wunden kühl' und heil'. „Das Jahr hindurch“ enthält poetische Moment-Aufnahmen aus den jeweiligen Fest- und Jahreszeiten. Auch einige Oden und Hymnen in Horazischen Versen sind dem Dichter gelungen. „Myrrhen“ betitelt sich die Abteilung geistlicher Lieder über das Leiden des Herrn. Würdig reihen sich dann die Abteilungen an: „Mariengärtlein“ und „Kirchhofblüten“. Unzweifelhaft ist Nikolaus Johannes Otto unter den Katholiken Chicagos der vorzüglichste Dichter in deutscher Sprache. Bei Neeff stehen drei Gedichte Otto's.

Mit diesem echten Poeten sind wir aber dem Entwicklungsgang unseres Themas etwas vorausgeeilt. Wir müssen nun um einige Jahrzehnte zurückgreifen, um den Faden wieder aufzunehmen, wo er unsrer Hand entfiel.

Unter dem Pseudonym Der Pauker von Blechingen gab der langjährige Pfarrer Anton Heiter, zu Buffalo, New York, geboren am 30. November 1851 zu Rülsheim bei Speyer, einige humoristische Schriften heraus: „Der Syndikus von Bücheldingen“, „Unterm Regenschirm“, „Aus der Unterwelt.“

Ein geistesverwandter Freund Heiter's und Färber's, der originelle Mimiker und Schalk, Heinrich Meißner, zuletzt Pfarrer von Peru, Indiana, gab im Jahre 1884 seine „Plattdeutsche Knebbeln“ und 1887 seine deutschen Gedichte unter dem Titel „Orgeltöne“ heraus. Geboren am 3. Dezember 1842 zu Münster in Westfalen, kam Meißner 1866 nach Amerika. Uns ist niemals ein Gedicht Meißner's zu Gesicht gekommen. Aber sein immer sprudelnder Humor ist allen älteren deutschen Priestern noch frisch in der Erinnerung. Ungefähr gleichen Alters ist der Westfale Ferdinand Hundt, der am 7. Januar 1835 zu Attendorn geboren im Jahre 1859 einwanderte und 1863 zum Priester geweiht wurde. Als Dichter war er recht fleißig. „Maienlieder“, 1867, „Dem Heiligen Vater“, 1871, „Ein Lied von Herzen Jesu“, 1874, „Der Heilige Joseph“, ein episches Gedicht, 1877. Ein einziges Lied F. Hundt's „Gebt uns den Herbst Amerikas“ steht bei Zimmermann. Der Sonetten-Form, deren Hundt sich mit Vorliebe bediente, wurde er nicht ganz gerecht. Manch' guter Gedanke findet sich in den Versen, aber selten ein gutes, frisches Gedicht.

Das Gleiche kann man über Alexander Bergholdt, den Dichter der „Prairie-Rosen“, Gedichte und Prosa, 1888, sagen. Seine Gedichte sind gereimte Prosa, und der Prosa Teil des Büchleins hat keine Spur von einem dichterischen Hauch. Besser ist das Buch „Indianer-Rache oder Die Schreckenstage von Neu-Ulm. Bergholdt, geboren am 14. Oktober 1838 zu St. Margarethen in Steiermark, kam 1864 nach Amerika, gründete 1869 die Katholische Gemeinde in Neu-Ulm in Minnesota, welcher er dann lange Jahre als

Pfarrer vorstand. Zählen wir diese beiden Poeten zum grünen Gestrüpp im deutsch-amerikanischen Dichterwalde, so gleicht M. J. Jörger, der langjährige Pfarrer von Jefferson, Wiskonsin, dem amerikanischen „Waldveilchen", das ja bekanntlich recht üppig wuchert, aber des frischen Veilchenduftes entbehrt. „Waldveilchen" erschien in Baltimore 1872 und ist schon längst verblüht.

Wenn wir nun noch Ferdinand Schreiber nennen, den Dichter der „Amanda" u. der „Klänge aus Rom" und anderer Gedichtbücher, so haben wir den Unterwald ziemlich scharf gelichtet. Amanda ist ein Epos in vierfüßigen gereimten Jamben, die manchmal mit raschen Anapästen abwechseln, über die Alltäglichkeiten des christlichen Lebens. Obwohl dem Dichter von ausländischen und inländischen Kritikern hohes Lob gespendet wurde, so muß besagte Dichtung doch mehr als ein Unikum des unfreiwilligen Humors gelten, wie besonders die Beschreibung des Brandes und das Kapitel „Waldgeheimnis". Ein Vers ist zum geflügelten Wort geworden:

„Da drückt die Trauer mit Gewalt
Die Tränen aus dem Hinterhalt."

Eine gewisse Reimfertigkeit und Beherrschung der Sprache kann man dem Amanda-Dichter nicht absprechen. Um aber nicht der Ungerechtigkeit geziehen zu werden, wollen wir noch anführen, was der Deutschamerikaner Paquet über Schreibers Amanda geschrieben hat:

„Der Grundgedanke der „Amanda" ist dieser: — „Gemischte Ehen bringen keinen Segen; Brautleute verschiedener Religiosität sollten erst einig im Glauben werden, bevor sie zum Altare treten". — Diese Idee ist recht poetisch und interessant ausgeführt. Der Dichter läßt die Charaktere seine Lehren und Ratschläge befolgen und, da diese ebenso gerecht als vernunftmäßig sind, so ist ein glückliches Ehepaar aus Amanda und Oskar geworden. Dieses Glück gönnt man dem jungen Paare um so mehr, weil es zuerst mit harten Prüfungen durch die Schule der Läuterung gehen mußte und man das ganze Stück hindurch ein inniges Mitgefühl nicht zu unterdrücken vermochte. Amanda und Oskar sind auch Menschen, die eines glücklichen Daseins würdig sind. Kein feinfühlender Jüngling wird die Dichtung lesen können, ohne sich eine Braut wie Amanda zu wünschen, ja, ich vermute, mancher Verheiratete wird im Verborgenen seines Herzens seufzen: Wäre doch meine Braut so fromm, so rein, so keusch, so liebenswürdig gewesen, ich liebte die Frau heute mehr! Von Oskar sagt H. A. Rattermann im 2. Heft des 1. Jahrganges seines Deutsch - Amerikanischen Magazins, daß er nicht das Ideal eines deutschen Jünglings darstelle. Wenn man unter einem deutschen Jüngling einen Burschen mit wilder Leidenschaft und festem, unbiegsamen Starrsinn versteht, dann entspricht Oskar allerdings dem Ideal nicht. Hat er aber Zartgefühl, gepaart mit Mut, kindliche Ehrfurcht, um den Trotz gegen die ungerechte Härte seines Vaters zu unterdrücken, und Demut genug, Rückmarsch zu blasen, wenn er sich auf falscher Fährte findet, wie Sie resp.. in den Kapiteln „Brand", „In der Mühle" und „Heimkehr" lesen können, dann ist Oskar doch das Muster eines deutschen Jünglings. So musterhaft auch die Einteilung, die Verbindung einzelner Episoden und die Ausarbeitung den Meister. .

Die Idee der „Amanda" entnahm Herr Schreiber der „Amaranth" von Oskar v. Redwitz, die zeigt, daß nur da zwei Herzen zusammenschlagen, wo derselbe Glaube herrscht. Amandas Wohnung und die Mühle erinnern an ein Haus und eine Mühle bei Herrn Schreibers Geburtsstadt, an der sogenannten Kasseler Chaussee. Ueberhaupt spielt die ganze Dichtung sich in Westfalen ab."

Das ist Paquets Urteil. Der Westfalendichter Grimme urteilte noch günstiger. Ueber den Geschmack ist bekanntlich nicht zu disputieren. Das Tanz-Poem Schreibers „Die Liebe", das Zimmermann als Probe der Schreiberschen Dichtkunst aufgenommen hat, ist gut gemeint, entbehrt aber der echten Begeisterung, wie alles andere, das er geschrieben; und dennoch hat es einmal einen Freundschaftsbund begründet. Friede sei seiner Asche. Der Dichter stammt aus Warburg, Westfalen. Sein Geburtstag ist der 16. Dezember 1831. Er kam 1856 nach St. Louis, wurde 1858 zum Priester geweiht und war lange Jahre Pfarrer von Havanna, Illinois. Starb in St. Louis und liegt auf dem Kalvarien-Friedhofe begraben.

Louis Paquet, geboren 1863 zu Bellvue, Iowa, besuchte die Schule zu Dakade, Wisconsin, und später das katholische Lehrerseminar in Milwaukee, wurde Lehrer in Neu-Wien, Iowa, und dann Geschäftsmann in Chicago. Paquet ist Verfasser von „Nach Westen", einem Bilde aus dem Wanderleben des deutsch-amerikanischen Farmers 1889, nebst kleineren Gedichten, von denen zwei bei Zimmermann stehen.

Ueber „Gedichte" von H. Freisberg, urteilten wir bald nach Erscheinen derselben vor etwa zwanzig Jahren, vielleicht etwas zu scharf im Ton, wenn auch, nicht gerade ungerecht:

„Trotz des absagenden Epigramms an die bösen Kritiker, wäre es dem Autor nur zu wünschen, daß sich eine strenge unparteiische Kritik mit seinen poetischen Sachen möglichst eingehends befasse. Er könnte dadurch manches gewinnen. Was er dabei verlieren sollte, wäre kein Verlust für ihn oder die Leserwelt.

„Der weltschmerzliche Ton wirkt abstoßend; die „schlagfertige Satyre" verwundet den Satyriker selbst. An den sonnigen Hängen des Lebens reifen süßere Trauben. Die Form läßt manches zu wünschen übrig. Die Hexameter, denn solche wollte der Autor doch wohl in den Distichen geben, sind ganz verfehlt; Aber", um ein Wort aus dem Xenienkriege zu gebrauchen, „Aber die Pentameter sind doch noch excellenter." Ein Dichter sein, ist eine undankbare Aufgabe. Damit tröste sich jeder, der keiner ist. Freisberg hat dichterische Anlagen; müßte jedoch, um Dauerndes zu leisten, sich selbst der allerstrengste Kritiker werden."

8. Die St. Louiser Poeten-Schule.

Im Jahre 1893 erschien zu St. Louis im Staate Missouri „Ein Blütenstrauß von Liedern und Gedichten dem hochw. Herrn Heinrich Mühlsiepen zu seinem Silbernen Jubiläum als Generalvikar gewidmet von Mitgliedern der Erzdiözese St. Louis, 27. Juni 1893". Das schmucke blaue Büchlein enthielt die Erstlingsblüten von fünf Poeten, nebst den goldenen Früchten des Herausgebers, hochw. Herrn Fr. W. Färber, des urwüchsigen, ebenso tief religiösen wie gelehrten Redakteurs des Pastoralblattes. Fünf Dichterjünglinge im geistlichen Gewande waren es, die alle mit dem viel älteren Herausgeber in mehr

oder weniger freundschaftlichen Beziehungen standen: Franz Böhm, Friedr. Georg Holweck, Georg Koob, J. Rothensteiner und Friedrich Heinrich Schulte, mit dem Herausgeber selbst im ganzen sechs Priester von St. Louis.

Als lokale Festschrift gedacht, fand das Büchlein doch in weiteren Kreisen Anerkennung. So in der Illinois Staatszeitung: „Unter den Gedichten befinden sich neben Unbedeutenderem nicht wenige wirklich poetische Sachen, teils religiösen, teils weltlichen Inhalts. Der deutschen Geistlichkeit von St. Louis gebührt denn auch das Verdienst, daß sie stets mit ebensoviel Kraft als Sachkenntnis für deutsches Wesen und deutsche Sprache einsteht." Unsere „Amerika" schrieb damals: „Zugleich liefern die deutschen katholischen Priester den Beweis, daß nicht bloß das liberale, sondern ganz besonders das katholische Deutschamerikanertum deutsche Dichtkunst lieb hat und in sehr erfolgreicher Weise übt." Das war im Jahre 1893.

Vater Friedrich Wilhelm Färber von St. Louis wurde erst in späteren Jahren zu dichterischer Tätigkeit angeregt, und zwar durch seine innige Verehrung zur Mutter Gottes. Zwar hielt er selbst nicht sehr viel von seinen poetischen Erzeugnissen; aber manche derselben tragen doch ein poetisches Gepräge, besonders die späteren im „Blütenstrauß". Manch ein Freund des Dichters wurde beim Eintritt in Vater Färbers Zimmer mit dem freundlich barschen Zuruf angehalten: „Gehen Sie hinaus, ich bin am Dichten." Das mochte wohl als Ironie auf seine etwas handwerksmäßige Poetenart erscheinen, aber im Ganzen war es dem tiefen treuherzigen Gemüte des Mannes doch ganz ernst zu Mute bei seinem Dichten. Im Jahre 1890 hat Färber eine kleine Sammlung seiner teils gemachten, teils empfundenen Gedichte unter dem Titel „Herbstblumen" im Druck erscheinen lassen. Es findet sich unter diesen Versen manches Naturwüchsige, das originell-künstlerische Schaffungsgabe bekundet. Lieder wie „Das muß ich gleich der Mutter sagen", „Ich bin in Gottes Nähe, so selig und beglückt", „Gute Meinung", „Der Lotse" und „Der große Myrrhengarten" sind echt und tief empfunden. In Neeffs Blumenlese ist das beste Gedicht Färbers, „Die Sykamore im Urwald" zu finden. Der Spätherbstdichter ist am 16. Juli 1841 geboren und im Jahre 1863 nach Amerika gekommen. Die Literaturgeschichte Deutschamerikas wird dem edlen Manne und bedeutenden Gelehrten auch als Dichter ein bescheidenes Plätzchen anweisen. Dem unentwegten Vorkämpfer des Deutschtums hierzulande und dem eigenartigen Prosa-Schriftsteller ist ein dauerndes Andenken in unserer Kirchengeschichte gesichert. Vater Färber starb am 17. April 1905 in St. Louis.

Franz Böhm ist schon längst in die Ewigkeit hinübergegangen. Er war ein Meister der deutschen Sprache, besonders in den oratorischen Formen, aber die Verskunst besaß er nur in geringem Grade. Sein Freund Georg Koob hatte beides, und dazu noch ein tiefes, inniges Gemüt, das die Hoffnung zu den schönsten Erfolgen, besonders in der Lyrik, erweckte. Aber der Sänger litt an allzu großer Bescheidenheit und ist später nur selten an die Oeffentlichkeit getreten. In seiner Mappe liegt vielleicht noch manches, wer weiß? — Geboren ist Georg Koob zu Heppenheim, an der

Bergstraße (9. Februar 1869).

Vater Holweck hatte in dem Büchlein die majestätische Sprache der abendländischen Kirche zu vier Hymnen benutzt, aber auch die deutsche Muttersprache nicht vergessen, in welche er ein griechisches Liedchen übersetzte. Seine Uebersetzung des englischen Dramas Everyman ist vorzüglich zu nennen. Vater Holwecks literarische Bedeutung liegt jedoch auf weit anderen Gebieten. Als langjähriger Mitarbeiter und dann Redakteur am St. Louiser Pastoral-Blatt, hat sich Holweck die größten Verdienste erworben in der Pastoral-Theologie, in der Hymnenkunde, in der Liturgie, in der Heiligen-Legende, und ganz besonders in der Kirchengeschichte unseres Landes. Die zahlreichen Artikel über die Helden unserer Pionierzeit, die im Pastoral-Blatt, in der Catholic Historical Review, von Washington, von St. Louis und von Chicago, veröffentlicht wurden, haben den Namen Holweck bei Katholiken, Protestanten und Ungläubigen zu höchstem Ansehen gebracht. Die wenigen Gedichte, besonders Uebersetzungen, die wir von ihm kennen, sichern ihm ein freundliches Plätzchen auch im deutsch-amerikanischen Dichterwalde.

Ein Freund hat unlängst eine Original-Dichtung mit dem frisch sprudelnden Quell im Waldesgrunde, eine Uebersetzung aber mit einer künstlichen Fontäne verglichen. Das ist wahr und schön ausgedrückt. Haben nun Holwecks poetische Uebersetzungen nicht den Wert des Originals, und lassen sich die majestätischen Rhythmen der Lateinischen Sprache nur schwer in deutsche Reime umsetzen, so bleiben sie in guter Form doch schon als Hymne oder Lied höchst wertvoll, da ja nicht jeder der klassischen Sprachen mächtig ist. Vater Holweck ist am 29. Dezember 1856 zu Wiesloch in Baden geboren und kam nach Amerika am 29. Januar 1876.

Friedrich Heinrich Schulte war ein vielversprechendes Talent, was Beherrschung der Sprache, poetisches Gefühl und Reinheit der Reime anbetrifft. Mangel an Selbstvertrauen und eine gewisse Menschenscheu ließen aber sein Talent verkümmern. Er war geboren am 22. Mai 1862 zu Rheindahlen bei Köln, und starb zu St. Louis am 26. Februar 1916.

Das fünfte Mitglied im Färberschen Freundesbunde waren wir selbst. Aber über uns selbst Nachrichten zu geben, verbietet schon der Anstand, obwohl die Selbstanzeigen in unserer Zeit nicht gerade ungewöhnlich sind. Wir fügen also ein Verzeichnis unserer mehr oder weniger poetischen Schriften an:

Neujahrsgruß des „Herold des Glaubens“, 1885.

Blütenstrauß (mit fünf andern Poeten), 1893.

Hoffnung und Erinnerung, B. Herder, 1903.

Indianersommer, B. Herder, 1905.

Am sonnigen Hang, B. Herder, 1909.

Deutsche Lieder eines Amerikaners, 1916.

Wie ein Pfarrkrakehler doch noch in den Himmel gekommen ist. 1912.

Ballade von Herrn Jobs und den Vierzehn Punkten. 1919.

Dazu in englischer Sprache zwei Bändchen Gedichte und eine Sammlung von meistens selbst übersetzten Hymnen.

Sind also die schönen im Blütenstrauß angeregten Hoffnungen nicht

in Erfüllung gegangen, so haben wohl mehr die Zeitumstände als der Mangel an gutem Willen die Schuld. Wie wir Anno 1905 im „Indianersommer“ schrieben:

„Die blaue Hoffnung war ja nur ein Traum,
Kein neuer Liederfrühling wird erstehen,
An unserer Berge Saum.
Verwelkt, was frische Luft und Sehnsucht trug,
Des Indianersommers letzte Gabe
Verweht im Windeszug.“

(Auf eine eingehendere Würdigung des hochw. Johannes Rothensteiner als deutschamerikanischer Dichter, sowie als Prosaschriftsteller, aus den Federn der hochw. Herren George Koob und F. G. Holweck, die sich als Nachtrag am Schlusse dieses Büchleins befindet, sei hiermit besonders hingewiesen. Die Herausgeber.)

Die Kirche St. Maria von den Siegen in St. Louis, welcher der hochw. F. W. Färber so lange Jahre als Pfarrer vorstand, war auch der Ort der geistigen Wiedergeburt des ersten eigentlichen Redakteurs der „Amerika“, Eduard Preuß. Als protestantischer Prediger hatte er ein Buch gegen das Dogma der Unbefleckten Empfängnis veröffentlicht. Als Konvertit schrieb nun der edle Mann und glühende Verehrer der Mutter Gottes, die er einst unwissentlich gelästert hatte, eine wunderschöne tiefsinnige Verteidigung ihrer Ehre als die unbefleckt Empfangene. Ein Lobgesang in Prosa könnte man Dr. Preuß' Buch nennen. Zur Vervollständigung unserer Charakteristik des edlen Konvertiten möchten wir aus unserem Artikel über die „Amerika“ den Passus über seine journalistische Tätigkeit hier einfügen:

Dr. Eduard Preuß hat fast dreißig Jahre lang (von 1872—1902) in seinem schweren und oft undankbaren Berufe als Schriftleiter der „Amerika“ ausgehalten. Die Todeskrankheit allein konnte seinem segensreichen Wirken als Journalist ein Ende bereiten. Seine Leitartikel waren immer kurz, prägnant und lichtvoll, und hatten eine volle Wirkung bei Freunden und Gegnern. Die sichere Ruhe des Schriftleiters der „Amerika“ hat das wüste Geschrei der liberalen Phrasenhelden der siebziger und achtziger Jahre zum Schweigen gebracht. Die Gelehrsamkeit des Herrn Doktors und seine geistige Ueberlegenheit hat solchen Leuchten der Journalistik, wie Dänzer, Preetorius und Genossen, imponiert, und so kam zuletzt ein Burgfriede zwischen Katholiken und Freigeistern zustande, der beiderseits von Vorteil war. Zwar gab's hie und da noch einen höhnischen Zuruf oder ein mitleidiges Achselzucken. Aber der Herr Doktor „von der frommen Amerika“, wie man in freidenkerischen Kreisen zu sagen gewohnt war, blieb die Antwort niemals schuldig, und manch ein waghalsiger Tropf rieb sich bei der Antwort erstaunt die Augen und sagte so für sich hin: Bin ich der Esel oder bin ich's nicht? Dabei glauben wir nicht, daß es jemals in Dr. Preuß' Absicht lag, irgend einem Gegner wehe zu tun. Ihm galt der Spruch des Hl. Augustinus als Lebensregel: „Diligite homines, interficite errores“. Für die persönliche Haltung im Kampfe der Meinungen galt ihm das christliche Liebesgebot; in der sachlichen Auseinandersetzung mußte die Waffe scharf geschliffen sein. Es ist wirklich zu bedauern, daß nicht wenigstens eine Auswahl aus den unzähligen Leitartikeln des eigentlichen geistigen Begründers der „Amerika“,

mit einer Biographie des Verfassers, herausgegeben wurde.

In Versen schrieb Dr. Preuß unseres Wissens nur den Neujahrsgruß für die verschiedenen Jahrgänge der „Amerika".

Dr. Preuß' Nachfolger in der Schriftleitung der Amerika, F. P. Kenkel, obwohl kein Versemacher, darf hier doch nicht fehlen, schon wegen der klassischen Form seiner unzähligen Leitartikel in der Amerika, und seiner gediegenen Abhandlungen über sozial-politische Fragen im Zentral-Blatt. Auch eine sehr interessante Novelle Kenkel's „Der Schädel des Secundus Arbiter," ist vor Jahren im Privatdruck erschienen. Hier wiederum können wir nicht umhin, unser Urteil aus dem Amerika Jubiläums Artikel zu wiederholen, in so fern es sich auf seine journalistischen Arbeiten bezieht:

Ueber Herrn Kenkels eigenartige, ganz vorzügliche Schreibweise ließe sich vieles sagen: die Sprache immer rein deutsch, der Inhalt immer interessant und bedeutend, der Ausdruck gefeilt und edel, die Ausführung des Themas immer voller Anspielungen, die zum Nachdenken auffordern mußten, waren Herrn Kenkels Leitartikel wahre Muster der höheren Journalistik, obwohl manchmals für den weniger gebildeten Leser etwas zu hoch. Auch sie verdienten es wohl, in einer Auswahl in Buchform aufbewahrt zu werden. Ganz besonders wertvoll sind die vielen Artikel lokal - geschichtlichen und amerikanisch - kulturhistorischen Inhalts, die Herr Kenkel mit Vorliebe seinem Blatte einverleibte. Ueberhaupt bilden die fünfzig Jahrgänge der Amerika eine vollständige Geschichte des letzten Halbjahrhunderts und eine Fundgrube für künftige Geschichtsschreiber unserer politischen und sozialen Entwickelung unseres Landes. Als Mitarbeiter Kenkels an der „Amerika" und am „Zentral - Blatt" möchten wir noch drei Priester, die hochwürdigen Herren A. C. Breig, jetzt Rektor des Salesianums, Joseph Wentker und Eberhard Pruente als treue Hüter auch der deutschen Sprache hier anreihen. Von Vater Wentker erschienen zudem einige vortreffliche Broschüren sozialpolitischen Inhalts in der Landessprache und von Vater Pruente eine englische Bearbeitung von Brücks Handbuch der Kirchengeschichte. Rektor Breig war der erste Redakteur des deutschen Teils unseres „Zentral-Blatt".

9. Wilhelm Keilmann.

Jetzt, nachdem wir in drei Kapiteln eine Anzahl lyrischer Talente in den Kreis unserer Betrachtung gezogen haben, wenden wir uns zu der bedeutendsten epischen Dichtung seit Brühls „Skanderbeg" und Schäles „Staufenlied", dem lyrisch-epischen Sang von „Palla Toa". Der Dichter desselben heißt Wilhelm Keilmann. Elise Miller, die uns in den Dichterstimmen eine ansprechende Schilderung der eigenartigen Schönheit dieser „exotischen Dichtungsblüte", wie sie dies kleine feine Epos nennt, gegeben hat, soll uns bei der Wertung desselben Führerin sein. Ein echter Rheinländer, am 14. Juli 1845 zu Hechtsheim bei Mainz geboren, folgte Keilmann einem Rufe der Deutsch-Englischen Akademie nach Indianapolis. Bald aber zog ihn seine Neigung zur Journalistik, u. zwar in derselben Stadt. Von 1875 bis 1885 war er der Schriftleiter der täglichen „Rundschau" zu Evansville, und von 1892 an Chefredakteur des täglichen „Volksfreund" in Buffalo. Einige Jahre gab Keilmann die „Rundschau

vom Berge Karmel" heraus. Aus der Frühzeit 1880 stammt das lyrische Büchlein „Herzensblüten" mit einer Reihe von taufrischen Liedern und die Versnovelle „Donna Marina". Anno 1892 erhielt der Dichter den ersten Preis für seine Kolumbus-Kantate, welche zu New York aufgeführt wurde. Die Kantate ist bei Zimmermann wieder abgedruckt. Aus der „Columbiade" gibt Zimmermann eine Probe. „Palla Toa", ein lyrisch-episches Gedicht aus der peruanischen Geschichte, ist Keilmanns bedeutendstes Werk, und hat folgenden Inhalt:

Der letzte große Herrscher im Sonnenreiche der Inkas in Peru, Huayna (1505—1524) verehrte als Höchsten des Himmels „den unbekannten Gott", von welchem durch spanische Ritter zur Zeit seiner Vorfahren eine Ahnung im Sonnenlande geblieben war. Diesem Gotte erbaute er mit allem Volke ein Heiligtum. Manco, der junge Lehensfürst von Caxamarka, hatte dem Inka das Leben gerettet, legte einen drohenden Aufstand bei, und lieferte mit seinen Untergebenen zum Baue des neuen Tempels das erste, nützlichste: die Werkzeuge. Er erhält zum Dank aus den Händen der Inka-Tochter Palla Toa den Preis, die erste Auszeichnung der Sonnensöhne. Bei dieser Begegnung erkennen beide ihre gegenseitige Liebe, um die nun Manco, ein nicht aus königlichem Geblüt Entsprossener, wirbt in Arbeit, Kampf und Sieg. Am Siegesfeste verstummen die Orakel der Götter, denen das Volk bisher gedient hat; der neue, der „unbekannte Gott" muß nahe sein. Da tritt eine kriegsgefangene Priesterin vor den Inka und erzählt, daß sie das Bild des großen Gottes am Herzen trage, das Bild, das sie von weißen Männern erhalten habe, und überreicht es dem Inka.

Auf Inka Huaynas Gebet bekräftigt der wahre Gott seine Macht durch herrliche Wunderwerke, alles Volk betet Ihn an, und Palla Toa trägt sein Bildnis im Triumphzuge in ihren Palast.

„„Palla Toa" sichert Wilhelm Keilmann einen Platz unter den ersten unserer episch-lyrischen Dichtern," ist das Endurteil Elise Millers.

Es ist viel innige, lebenswarme Lyrik mit der epischen Handlung verflochten. Wie erhaben ist nicht des Inkas Morgengebet zum unbekannten Gotte:

„Ihm, dem des Sturmes wilde Sänge tönen,
Das Meer erbraust, der Flug den Wolken leiht!.
Nur Fackel seines Tempels ist die Sonne,
Sein königliches Zelt die Sternennacht."

Dann wie wunderschön ist das Liedchen:

„Wie ist die Welt so groß, so groß,
und wieder, ach, so klein;
Des Bergs gewaltiger Koloß
Ist nur ein Meilenstein.

Wie ist die Welt so groß, so groß.
Und wieder, ach, so klein;
Ein Tröpfchen Tau im Blumenschoß,
So dünk' ich mir zu sein."

Die Inka-Jagd mit ihrem klangreichen hinreißenden Rythmus, Lagerszenen voll Leben und Bewegung, der feindliche Ueberfall, der Siegeszug und der feierlich würdige Schluß der Kreuzanbetung geben bestes Zeugnis von Keilmanns epischer Gestaltungskraft. In allem zeigt der Dichter sich als treuen glaubensfreudigen Katholiken nach seiner schönen Lebensdevise:

„Des Kreuzes Wehr
Ist meine Ehr'."

10. U. Park's „Das Gotteslamm."

Unter dem fremdklingenden Namen U. Park verbirgt sich einer unserer begabtesten Lyriker, der jüngere Bruder des berühmten Historikers auf altchristlichem Gebiet, Otto Bardenhewer, Hugo Bardenhewer, aus München-Gladbach. Der Dichter kam im Jahre 1887 nach Amerika, studierte im Salesianum zu Milwaukee Philosophie und Theologie; machte dann eine Reise nach Ost-Asien, hielt sich längere Zeit in Samoa auf, kehrte nach Milwaukee zurück und wurde 1892 zum Priester geweiht. Um 1894 verließ er Amerika. Das „Opferlamm" ist im Seminar zu Milwaukee entstanden, wurde aber in Augsburg 1890 gedruckt. Vater Koob von Bridgeton hat seinem Jugendfreunde H. B., „dem Sänger des Opferlammes", ein tief empfundenes Sonnett gewidmet, in dem es heißt:

„Dein Lied verhallt: die Welt geht ihre Bahn,
Es dünkt ihr thöricht solcher Klang und eitel;
Die selbst das Kreuz verschmäht im blinden Wahn:
Doch aus den Wolken steigt im lichten Glanz
Ein Engel und umflicht des Sänger's Scheitel
Zum Lohne mit dem schönsten Lorbeerkranz."

Ja, verhallen müßte solch ein Lied, „weil es nicht von Frühlings goldenen Tagen" auch „nicht von Minne und anderem Tande" singt. Denn, wie der Dichter ankündigt:

„Erzählen will es
Von tiefem Falle, von Verbannungs-klagen,
Von einem Helden, der ans Kreuz geschlagen,
Von eines Riesenkampf's gewaltigem Drängen."

Das Opferlamm ist Christus der Welterlöser. Das Gedicht, „in prächtigen, fast makellosen, und den strengsten Anforderungen Genüge leistenden Sonetten," wie G. H. Neeff in seiner Anthologie urteilt, ist eins der schönsten „Leben Jesu", die je empfunden worden. So urteilen nicht wir allein, so urteilt der streng kritische Herausgeber des Buches „Vom Lande des Sternenbanners", so urteilt Heemstede in den Dichterstimmen; so urteilt der feinsinnigste aller katholischen Kritiker, P. Kreiten, in den „Stimmen aus Maria Laach." Daß solch ein kunstreiches Büchlein in solch ansprechender äußern Hülle, wie Park's Opferlamm um 2 M. zu haben war, und doch fast unbekannt blieb in Amerika, gereicht uns gewiß nicht zur Ehre.

An der Hand Kreitens wollen wir nun eine möglichst kurze Analyse des wunderschönen Sonettenkranzes geben, und zuerst auf den Grund der Mißachtung einer solchen Dichtung hinweisen.

„Der religiöse Stoff", bemerkt Kreiten, „würde freilich schon ein großes Hinderniß für die Verbreitung des Büchleins in gewissen Kreisen sein; aber nun kommt noch dazu, daß sich U. Park in der Behandlung seines Stoffes auch gar zu weit von den ausgefahrenen Geleisen fernhält, daß er sich gleich auf Höhen erschwingt, wohin ihm nur Geister mit einer gewissen Spannweite der Flügel zu folgen vermögen. Wir befinden uns

gleich beim ersten Sonett in jenen reinen Regionen, in denen sich beispielsweise auch die herrlichen Sonette P. Baumgartners über die Lauretanische Litanei bewegen, mit welchen überhaupt „Das Opferlamm" manche Vorzüge gemeinsam hat, während beide Dichtungen doch wieder in anderen den Stempel der eigensten Persönlichkeit ihren Sänger tragen.

II. Park umfaßt seinen Riesenstoff in sechs Kapiteln oder Büchlein: 1. Verlorenes Glück; 2. Das Göttliche Kind; 3. Der höchste Preis; 4. Sieg im Tod; 5. Neues Leben; 6. Aufstieg.

„Das erste Sein", so hebt das erste Sonett in gewaltiger Erhabenheit an:

„Das erste Sein, das keinem Quell entsprungen,
Darin kein Werden ist und kein Vergehen;
Das ewig währt in eigenem Bestehen,
Thront, der da unaussprechlich allen Zungen!
Ein Geist, hält Er die Weiten rings umschlungen
Und wird von Menschenaugen nicht gesehen;
All Seiner Hoheit nur ein leises Wehen,
Ist, was dem Geiste Höchstes je erklungen.
Was immer lebt und wirkt in weiter Ferne,
Im goldenen Riesenkreislauf aller Sterne;
Es singt sein Lob als wie im Himmelsraum!
Von seiner Größe ist es nur ein Lallen,
Wie allerletzten Grußes schwach Verhallen
Von eines Meergestades fernem Saum."

„In dieses ewigen Seins Geheimnisse", fährt P. Kreiten fort, sucht nun der Dichter einzudringen, um uns von den drei göttlichen Personen und ihrem Verhältnis unter sich zu stammeln. Zur Charakteristik nur den Schluß von III:

„Des ewigen Seins unwandelbare Sonne,
Erkenntnis selbst und höchste Liebeswonne —
Ein Gott in sel'ger Dreifaltigkeit!"

„Um liebend auszuspenden aus ewiger Fülle", schuf Gott das Weltall als Künder seiner Schönheit:

„Und wie die Schönheit göttlich lebt im Sohne,
Ist Er der Schöpfung gold'ne Himmelskrone,
Verkörpert selbst in menschlicher Gestalt!
Ihn schuf sein Geist als erstes aller Werke;
Sein Bild, ihr Bild; Sein Glanz und ihre Stärke;
Sein ewiges Wort, dem alles wiederhallt".

Der Heiland sollte, so geht Kreitens Erklärung weiter, das göttliche Haupt sein, „das der Schöpfung Enden zu seiner Menschheit lichtem Glorienscheine gehoben hätte, daß Geist- und Körperwelt in Ihm sich eine, und beider Werke sich in Ihm vollenden."

Er sollte kommen in verklärter Schönheit, ein Reich reiner Gottesminne auf Erden zu gründen. Schon lag das irdische Paradies da, aber „O gold'ner Tag, so frühe schon verglommen! Des Paradieses Freuden so rasch auf Strömen bittern Leid's hinweggeschwommen!" Der Feind des Menschensohns betörte die Eltern, „da schwand ihr Friede hin und alles Heil!" Der Fluch liegt nun über der Erde. Nur ein prophetisch Wort Allvaters im Paradiese „erschloß der

Hoffnung milden Friedensstern“ in der Verheißung des künftigen Erlösers. Der Sohn bot sich dem Vater für uns zum Pfande an, auf daß in ihm sich alles erneuere,

„Ward er zum Lösepreis und Opferlamm“.

Als dann die Fülle der Zeit gekommen war, brachte ein Engel der Jungfrau Maria die Botschaft, und so ward sie „Vermittlerin und Mutter, das Morgenrot der ewigen Sonne und der goldenen Himmelspforte.“

Der zweite Gesang ist dem göttlichen Kinde gewidmet und schildert die Geheimnisse der Geburt und Kindheit, sowie das verborgene Leben Jesu. Der nächste Gesang sollte uns naturgemäß in das öffentliche Leben des Herrn einführen. Aber das geschieht erst im vierten Gesange. Zwischen das verborgene Leben des Herrn und sein öffentliches Auftreten schieben sich acht Sonette von philosophischem Inhalt über Weltordnung und Geschichte ein, die uns das Wechselverhältnis des verborgenen und öffentlichen Lebens in Beziehung auf die Erlösung der Menschheit und jedes einzelnen nahebringen sollen. P. Kreiten nennt diesen dritten Teil „den eigentümlichsten und ergreifendsten Gesang des Büchleins“.

„Zwei Fahnen seh' ich mächtig sich entfalten“.

Beide Heerführer werben, je nach ihrer Art. Und nun wogt der Kampf, „woimmer Menschen unter Menschen wohnen“, der Kampf zwischen dem Heiland und dem Widersacher, der Kampf zwischen der Gnade und der Sünde, der Kampf um jede Menschenseele.

In den vierzehn Sonetten, die jetzt folgen, führt uns der Dichter das öffenliche Leben des milden Königs, sein Wandeln durch Judäas Fluren, sein Lehren, Leiden, Sterben und Auferstehen in meisterhaft gezeichneten Bildern aus.

Christus hat die Welt erneut und die fortdauernde, treibende Kraft dieser Erneuerung in der Kirche niedergelegt, die bis zum Ende der Zeiten fortbestehen und allen Zeiten das erworbene Heil vermitteln soll. So schließt sich dann in zehn Sonetten ein Hymnus auf die Kirche an. Wundervoll schildert der Dichter im „Neuen Leben“ den Eintritt der Kirche in die Welt durch einen Vergleich mit dem ahnungsvollen Frühlingstag. Die Kirche ist das letzte Weltreich:

„Sie lebt und herrscht in ewig neuem Glanze,
Die heilige, auserkor'ne Braut des Herrn,
Nicht erd-geboren, frei in Erdenbanden“.

Der Mittelpunkt dieses Reiches ist der Altar mit dem täglichen Opfer, und dem immer persönlich unter uns weilenden Heiland.

So hat Christus die erneuernde Kraft durch seinen Opfertod verdient. ja, Er ist als „ewiges Opferlamm“ für jeden einzelnen die persönliche, erneuernde Kraft im Allerheiligsten Altarssakramente. Dennoch bleibt der Aufstieg mühsam, ein Kampf, den wir, zwar nicht allein, aber immerhin selbst ausfechten müssen. Maria steht uns bei. Die Vorsehung lenkt und leitet alles, und dann, es winkt ein Lohn, über alles herrlich und groß: der Besitz der Gottheit selbst.

„Wenn alles, was da edel gut und rein,
Sich jubelnd eint, zu schauen ohne Schleier
Sein Angesicht in alle Ewigkeit.“

Das ist in kurzen Zügen „die gedankentiefe und sprachgewaltige Dichtung", wie Kreiten das „Opferlamm" zum Schlusse nennt, eine Blüte, wie sie in der Weltliteratur von jeher zu den schönsten und unverwelklichen gehören. Leichthin lesen sich diese Sonette nicht, ja, einen großen Teil des Publikums würden sie, trotz aller Bemühungen, schon deshalb verschlossen bleiben müssen, weil ihm die nötigen Vorkenntnisse mangeln. Für jeden aber, der Geistesstärke genug besitzt, in diese Ideenwelt einzutauchen, sich vom poetischen Strome in das große Meer hinaustragen zu lassen, welcher Genuß und welche Aussicht! Im übrigen ist auch die Sprache eine des hohen Gedankenfluges durchaus würdige, voll prägnanter Kraft und rhythmischer Harmonie."

Soweit P. Wilhelm Kreiten, der eigentliche Entdecker der Größe dieses Werkes. Wir haben unter unsern literarischen Schätzen ein Brieflein von P. Kreiten's eigener Hand, in dem er die erste Ankündigung des „Opferlamms" an den Herausgeber der „Dichterstimmen" macht. Wir wollen es unsern Lesern hier zum Besten geben:

„Sehr gehrter Herr! —

Anbei einige Sonette. Es ist kein amerikanischer Humbug — die Sonette sind von einem jungen Priester Nordamerikas, nicht Jesuiten! Wären sie etwas klarer, und besonders in ihrer Gesamtheit, wie ich sie hier habe, besser disponiert, und mit Ueberschriften versehen—die Sammlung wäre ein Meisterwerk. Einzelne Strophen sind der Sprache nach ganz goethisch... Besten Gruß, ergebenst
W. Kreiten, S. J."

Nach solchem Lobpreis von einem solchen Manne wäre es wahrlich überflüssig, noch etwas hinzuzufügen als nur das Augustinische „Tolle, lege!"

---

11. Aus dem Klostergarten.

Auch jene geistlichen Sänger, die wir nun im Klostergarten aufsuchen wollen, könnten die Devise Keilmann's zu der ihrigen machen: „Des Kreuzes' Wehr, Ist unsre Ehr." Dies ist ein hoher Vorzug, der Begeisterung erzeugt, und auch eine Entschuldigung, wenn nicht alles als ganz gelungen erscheint.

Der Orden des Hl. Benedict war von jeher eine Pflanzstätte der Wissenschaft und der Künste. So auch in unserem oft unwirtlichen Amerika. Als wir neulich das Verzeichniß der Schriftsteller des Benediktiner Ordens in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, von Rev. Edm. J. P. Schmitt durchblätterten, verwunderten wir uns über die überaus große Anzahl von Titeln der interessantesten Art. Obwohl nun manche derselben nur kurze Artikel in Zeitungen und Zeitschriften darstellen, so blieb doch noch ein Reichtum an eigentlichen Büchern übrig. Das meiste davon schlägt zwar nicht in unser Fach der schöngeistigen Literatur, oder der Kunstprosa. Wir müssen uns auf die besten Namen beschränken.

Aus ältesten Tagen kommt uns da ein Konvertit, P. Heinrich Petrus Lemke, entgegen. Geboren am 27. Juli 1796 zu Rehna in Mecklenburg, wurde er protestantischer Prediger, diente dann als Uhlanen-Offizier in der preußischen Armee, legte zu Regensburg das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände des seligen Michael Wittmann ab, studierte Theologie, und erhielt von Bischof Sailer die Priesterweihe. Er kam 1834 nach Amerika, wirkte als Hilfspriester neben dem Missionär Fürst

Gallitzin und trat am 30. Januar 1852 in den Benedictiner Orden. Er starb am 29. November 1882. Sein Hauptwerk ist das herrliche Buch „Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Augustin von Gallitzin." P. Lemke war Mitarbeiter am „Familienschatz", einer Monatsschrift die bei Zickel in New York erschien von 1864—1867.

Erzabt Bonifaz Wimmer von der St. Vinzenz Abtei, stammt aus Bayern. Geboren am 14. Januar 1809 wurde er Priester am 1. August 1831. Erst Professor im altberühmten Kloster Metten, kam er 1846 nach Amerika und starb am Fest der Unbefleckten Empfängniß 1887. Außer einer Reihe von Briefen und Artikeln über die amerikanischen Missionen, besonders die Benedictiner - Missionen, schrieb Abt Wimmer eine „Lebensgeschichte der ehrw. Dienerin Gottes, Anna Maria Taigi."

Aus Wien in Oesterreich stammt der feinsinnige Philologe P. Ernst Stein von Nordenstein, geboren am 10. Dezember 1823. Am 30. Sept. 1853 zum Priester geweiht, kam er 1869 nach Amerika. Unter anderen Arbeiten schrieb P. Ernst Stein von Nordenstein die schönen Abhandlungen „Friedrich Spee von Lengenfeld als religiöser Dichter der Trutz - Nachtigall. (1859) und „Friedrich von Schillers Bedeutung für die Nachwelt und die Jugendbildung."

Mit P. Sebastian Alto Hörmann, einem Bayern aus Landshut, tritt uns der erste eigentliche deutschamerikanische Poet des Benediktiner - Ordens entgegen. Am 14. Januar 1829 erblickte er das Licht der Welt, und kam als Student mit seiner Mutter nach Amerika. Hier trat er in den Orden ein, den er schon zu Metten hatte kennen und lieben lernen. Er erhielt die Priesterweihe am 6. Januar 1855, und starb am 29. Juni 1967. Schmitt's „Bibliographie Benedictina" sagt von Hörmann: „Viele seiner Jugendgedichte fanden in dem einen oder anderen Werke Aufnahme." Zwei von Hörmann's Erzählungen wurden in's Englische übersetzt: „Aners Rückkehr" und „Die Tochter Tehuans oder Texas im vorigen Jahrhundert." Nebst einigen ethnographischen Arbeiten über die Urzeit Amerikas und geschichtlichen Studien ist unter den Arbeiten P. Oswald Moosmüllers das Büchlein: „Bonifaz Wimmer, Erzabt von St. Vinzent, in Pennsylvanien" von literarischem wie geschichtlichem Werte. P. Moosmüller ist am 26. Januar 1832 geboren, und ist als Prior von St. Vinzenz gestorben. Am 10. Oktober 1836 ist P. Alphons Leute zu Dangstetten in Baden geboren. Seit dem 1. Oktober 1873 ist er in Amerika. Von ihm sagt P. Schmitt: „Er schrieb eine große Anzahl Gedichte in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Noch eine größere Anzahl im M. S."

Von dem Benediktiner - Bischof Martin Marty, geboren zu Schwyz am 13. Januar 1834, seit 1860 in Amerika, haben wir die höchst anziehend geschriebene Biographie: „Dr. Johann Martin Henni, erster Bischof und Erzbischof von Milwaukee, die auch in den Stimmen aus Maria Laach eine recht günstige Besprechung fand

P. Agatho Stübinger, geboren 16. Januar 1841 zu Wismar in Mecklenburg, kam im Februar 1858 nach Amerika. Nach seinem Uebertritt zur

katholischen Kirche, wurde er Benediktiner und starb am 5. September 1890. P. Stübinger's Schriften sind zumeist Dramen für die Jugendbühne. „Die Schönste Blume," „Das Taufgeschenk", „Der Weihnachtsbaum", „Wunderschön", „Der Weihnachtstraum" und andere, die alle ein poetisches Gemüt bekunden.

P. Sigisbert Zarn, geboren 5. Januar 1845 zu Ems im Graubünden, in Amerika seit 1880. ist durch St. Joseph's Rosen und andere Gedichte in der Evansviller „Glocke" in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt geworden.

Ueber P. Beda Maler müßte man ein ganzes Buch schreiben, wenn man seine literarische Tätigkeit in fast allen Zweigen des Wissens und der Kunst verfolgen wollte. P. Beda ich am 6. Oktober 1848 in der Pfarrei Lindau am Bodensee geboren und kam 1875 nach Amerika. Als Theologie = Professor in St. Meinrad, war er lange Jahre Redakteur des St. Benedikts-Panier und der Beilagen St. Meinrad's Raben und Paradiesesfrüchte. Als Mitarbeiter an der „Glocke", am „Glaubensboten" an der „Amerika," und am „Pastoralblatt" von St. Louis hat P. Beda viele Artikel geschrieben, die zum Besten gehören, was Deutsch-Amerika vorzuweisen hat. Auch einige Novellen, wie „Silach von Kronburg", und wenigstens eine „Festhymne", stehen im Verzeichnis seiner Arbeiten.

P. Anselm Maier, ein Schweizer aus Zug, 1860 geboren, gehört zu der eigentlichen Dichtergilde des Benediktiner = Ordens. Seine Gedichte sind zum Teil als fliegende Blätter erschienen. Manche sind in Musik gesetzt. Neben ihm ist P. Paul Schäuble aus Segeten in Baden, seit 1880 im Lande, als feinsinniger Dichter aufgetreten. Einige seiner Lieder sind im Glaubensboten erschienen.

Bruder Michael Schnurr jedoch übertrifft alle, zwar nicht an Wert, aber doch an Fruchtbarkeit des dichterischen Dranges. Vieles davon ist in Kalendern und Zeitungen, besonders im Wahrheitsfreund erschienen.

P. Johannes P. Scherno, aus der Diözese Chur, bietet uns recht liebliche „Blumen aus St. Benedikts Blumengarten" dar. Sie sind im St. Benedikt's Panier zu finden. Eine Festhymne zu Ehren des so grausam verfolgten P. Roman Weinzöpfel verdient besondere Anerkennung schon ihres Gegenstandes wegen.

P. Nazarius Werner aus Durlach in Baden schrieb während seines Aufenthaltes zu St. Meinrad eine große Anzahl Gedichte für die „Glocke" und andere Zeitschriften. Im Jahre 1890 ging er als Missionar nach Uruguay. Bedeutender ist wohl P. Ildephons Zarn aus Graubünden, der schon 1871 nach Amerika kam. Auch er veröffentlichte die meisten seiner poetischen Arbeiten in der „Glocke". Somit hätten wir ein Verzeichnis, aber nicht viel mehr als ein Verzeichnis, der deutschen Poeten und schöngeistigen Schriftsteller des Benediktinerordens in Amerika. Die Personalien und bibliographischen Einzelheiten entnahmen wir dem mehrmals genannten Werke P. Edm. J. P. Schmitt, O. S. B., „Bibliographia Benedictina". Eine tiefergehende Würdigung dieser poetischen Klosterpoeten wäre sehr zu wünschen.

Als Franziskaner-Dichter sind uns bekannt geworden P. Bonaventura Hammer, der gedankentiefe Sänger der Gottesminne „im Sendboten des Göttlichen Herzens". Von ihm erschienen in Buchform: „Herz Jesu-

Grüße", 1890; „Geisterspuk und Aberglaube", Schauspiel; „Herr und Diener", Drama; „Columbus", Schauspiel, und eine treffliche Uebersetzung des Romans „Ben Hur" von Lew Wallace. Die geschichtlichen und erbaulichen Werke Hammers haben eine weite Verbreitung gefunden.

Von P. Raphael Fuhr als Dichter haben wir erst jetzt durch F. P. Kenkel Nachricht erhalten.

Unter den jüngsten geistlichen Sängern des Ordens zeichnen sich vor allem B. Steck und Flavian Larbes aus, die sich aber, wie es scheint, mehr und mehr dem Gebrauch der englischen Sprache zuwenden. Ein uns besonders liebwerter Poet aus dem Kapuzinerorden verbirgt sich unter dem Decknamen Sebastian von Ried. Auch als Literatur-Kritiker ist er mehrmals aufgetreten.

Ueber P. Joseph Leonhard Ebert, C. PP. S., dem früheren Pfarrer der St. Bonifatius - Gemeinde in Bay City, Mich., finden wir das folgende günstige Urteil im Schematismus der deutschen Priester von J. B. Müller: „P. Joseph Ebert, welcher seine klassischen Studien mit großer Auszeichnung in Bayern, und seine philosophischen und theologischen ebenso glänzend in Rom absolvierte, hat eine poetische Ader, die Bedeutendes zu leisten vermag. In der „Stimme der Wahrheit" sind schon recht anmutige Blüten aus dem Poesien-Garten des hochw. P. Ebert ausgestellt gewesen." P. Ebert ist geboren am 5. Oktober 1849 zu Wallerstein in bayrisch Schwaben, zum Priester geweiht wurde er am 8. September 1872, eingewandert ist er am 6. Januar 1874.

Auch ein Jesuitenpater von hoher Bedeutung als Missionar, Paul von Haza-Radlitz, können wir unter die Dichter des Klostergartens einreihen, obwohl er die längste Zeit seines priesterlichen Lebens auf einsamer Landpfarrei oder auf der Mission verbracht hat. Von ihm sagt J. B. Müller in seinem Schematismus: „P. Paul von Haza-Radlitz ist ein gemütvoller Dichter. Seine sehr anziehenden Poesien erschienen teils im St. Louiser „Herold des Glaubens", teils in der Detroiter „Stimme der Wahrheit". Haza-Radlitz ist geboren zu Köthen, Anhalt, am 25. Januar 1830, in Amerika wirkt er seit 1867. Als Volksmissionar bewährte unser Pater eine gewaltige Rednergabe. Im Jahre 1882 amtierte er als Pfarrer von Westphalia in Missouri. P. Franz Braun, S. J., der langjährige Pfarrer der St. Josephs-Kirche in St. Louis, begnügte sich nicht damit, ein sehr volkstümliches Gebetbuch herauszugeben, sondern verfaßte auch eine großangelegte Geschichte der St. Louiser Diözese, die aber niemals veröffentlicht wurde, und jetzt verschollen zu sein scheint. Von P. Tschieder, S. J., ist bekannt, daß er eine gelungene Uebersetzung eines Gedichtes Papst Leos in der „Amerika" erscheinen ließ. Von beiden ist sicherlich noch manches andere in deutscher Sprache erschienen.

Die goldene Jubel-Nummer des Herold des Glaubens brachte eine Reihe von Artikeln geschichtlichen Inhalts von P. Braun und P. Tschieder.

So nehmen wir nun Abschied vom Klostergarten, in der Ueberzeugung, daß wir nur das wenigste und vielleicht auch gar nicht das beste aufgefunden haben. Möge es andern besser glücken.

12. Drei Geistesverwandte

Drei Poeten von ähnlicher Gesinnung und Veranlagung wollen wir in diesem Kapitel zusammenfassen.

Matthias Rohr, den Dichter der Sammlung „Am Niagara", den hochw. Georg Schöner, den Priester-Sänger aus Pennsylvanien's Bergen u. den dritten im Bunde, Gustav Rommel. Die beiden ersten ließen ihre Gedichtebücher in Europa drucken, und im alten Vaterlande werden auch wohl beide die meisten Leser gefunden haben. Gustav Rommel hat nur eine Gelegenheitsschrift herausgegeben.

Der frühere Redakteur des „Buffalo Volksfreund", Matthias Rohr, ist, wie sein Vorgänger Keilmann, ein ganz hervorragender Dichter, auf den auch in dieser Hinsicht die deutschen Katholiken Amerikas stolz sein können. Der Geist ächter Poesie durchweht sein Büchlein. Sein Bekanntsein aber mit den reellen Seiten des Lebens verleiht diesen Gedichten jene solide Unterlage des Tones, ohne den jede Poesie zur Spielerei wird.

„Am Niagara" sind diese Lieder gesungen, von einem Mann, der vor Jahren, gleich so vielen andern, sein deutsches Vaterland verlassen, um unter dem Sternenbanner eine neue Heimat zu finden. Er hat sie gefunden, und er ist der neuen Welt dankbar für alles, was sie ihm geboten. Er schwärmt unverkennbar für die Farbentrias, „Rot, Weiß und Blau", freilich nicht so einseitig, daß er nicht auch dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" einmal den Text lesen könnte.

Unser Dichter hat ein offenes Auge für die Bedürfnisse der Zeit. Sein Wirken im öffentlichen Leben hat es ihm vergönnt, „ins volle Menschenleben" zu greifen. Das verleiht seinen Liedern einen modernen Charakter. Trusts, Sozialisten, Kohlenstreiks, die Politik, finden an ihm einen feinsinnigen und sarkastischen Kritiker, der es versteht, mit geringem Aufwande von äußerem Aufputze tiefeinschneidende Wirkungen hervorzubringen.

Rohr kennt das Leben aus eigener Anschauung. Frei aber von jedem Schoppenhauer'schen Pessimismus hebt er uns empor zu höheren, schöneren Regionen, welche die herrliche Perspektive des menschlichen Daseins uns schauen lassen. Von diesen Höhen erblickt man mit wunderbarer Klarheit die Irrgänge menschlichen Treibens und Truges; zugleich aber wird dem Beschauer das wahre Ziel irdischen Strebens in lichten Höhen geoffenbart.

„Im tiefsten Herzensgrunde," sagt der Jesuit J. Mayrhofer, in einer Besprechung des Buches, „ist Mathias Rohr ein echter Deutscher geblieben, der sich innig freut, wenn er im Kirchlein wieder „das alte deutsche Lied" singen kann und wenn er auch „jenseits des Ozeans salziger Fluth", dem Deutschtum da drüben ein Haus zu errichten vermag. Selbst die engere Heimat hat er nicht vergessen; nicht ohne Heimweh gedenkt er des schönen Eifellandes mit seinem wackeren Völkchen, „so frohfromm und schlicht, von falscher Kutur nicht verdorben."

„Vieles fesselt ihn an die Eifel, nicht an letzter Stelle — wie könnte es bei einem Dichter anders sein! — ihre Naturschönheiten, wie er andererseits auch den Herrlichkeiten seiner neuen Heimat verständnißvoll Auge und Sinn erschlossen. Man vergleiche beispielshalber das schöne Gemälde, welches er von den Niagara-Fällen entwirft, oder höre ihn, wenn er „Der Berge blauen Duft" bewundert, der „traumhaft und geheimnisvoll" auf den Triften hängt. Doch ist ihm der Ernst des Lebens auch nicht entgangen, „O armes Mädchen

in der Stadt." „Der Blinde am Markt". „Das Seegespenst", ja, er kann zornig werden, wenn er das Leid des Menschen noch gesteigert sieht durch Eigennutz und Habsucht. Auch die unklaren „Denker", welche das Volk zum Darwinismus verführen möchten, und die Verkünder einer falschen Freiheit erhalten bei Gelegenheit die verdiente Züchtigung. Selbst die harmloseren Sünder, welche „im Automobil" alle „Reise-Romantik" verdrängen, und jene, die in ihrem puritanischen Sinne sogar den Kindern ihre Märchen rauben möchten, kommen nicht ungeschoren durch. Es ist indes nicht immer so schlimm gemeint; der Verfasser vergnügt sich auch gerne einmal an gemütlichem Spotten, in „Wer die Zügel führt." „Entfärbte Wangen"."

Des Dichters Anschauung vom Leben ist ein glückliches Gemisch von Ernst und Hoffnungsfreudigkeit. Diese Stimmung ist wohl die am meisten vorherrschende, sie wird zum Ausdruck gebracht in zahlreichen Sprüchen, in Gedichten an Freunde und bildet den Hauptinhalt von wirkungsvollen Balladen und poetischen Erzählungen.

Der Dichter hat sich nicht nur ein warmes Herz und Gemüt für alles Schöne und Edle, sondern auch „einen glücklichen Humor bewahrt, der sehr anspricht, und handhabt die Ironie, wo solche angebracht erscheint, ohne zu verletzen", bemerkt wieder Mayrhofer.

„Zwar zeigt die Rohrsche Sammlung nicht die gleiche Meisterschaft in der Handhabung der Sprache, die wir bei manch' anderen Poeten bewundern; nichtsdestoweniger aber hat Dr. A. Heiter recht, wenn er das Büchlein allen Deutschen warm empfiehlt, „deren Herz noch aufgeht bei den trauten Klängen der Muttersprache". „Die ganze reiche Sammlung besteht aus Gedichten," schreibt er, „die aus dem Leben herausgewachsen sind, Kinder des Augenblicks und der Ereignisse aus dem Leben des Dichters. Sie sind darum alle praktisch und zeitgemäß."

Das Endurteil über Matthias Rohr wollen wir in den Worten zusammenfassen, die von einem nichtkatholischen Kritiker des Ostens stammen: „Wieder eine deutsch-amerikanische Gedichtsammlung, die weniger durch ihre vollendete Kunstform als durch die gemütvolle Empfindungswelt, welche in ihr zum Ausdruck kommt, anspricht. Nicht neue und überraschende Gedanken, nicht himmelstürmende Leidenschaft, nicht die Gewalt der Sprache reißen in Rohrs Gedichten den Leser mit fort. Alles das ist eigentlich sehr mäßig. Aber man wird dabei an die einfache Hausmannskost erinnert, die zur Abwechslung trefflich mundet und dabei bedeutend gesünder ist als die Delikatesse des Gourmets. Die Gedichte sind schlicht, aber es ist in ihnen nichts Gekünsteltes und Krankhaftes. Die Stoffe sind der alten und neuen Heimat entnommen, wobei der tausendmal besungene Niagara auch diesmal wieder sich als ein Motiv bewährt hat, das den Verfasser zu seinem bestgelungenen Gedichte begeisterte."

Drei der besten Gedichte Rohr's hat Neeff in seiner Anthologie abgedruckt. Nach dortigen Mitteilungen ist der Dichter 1840 zu Zemmer bei Trier geboren, wurde Lehrer in Bitburg und wanderte 1868 nach Amerika aus. Seit 1871 ist er in Buffalo, New York, als Redakteur des Buffalo Volksfreund tätig gewesen.

Im Jahre 1883 wurde Rohr Geschäftsführer der Germania Lebensversicherungsgesellschaft in Buffalo, New York.

Ueber Schöner's „Deutsche Weisen aus Amerika" könnten wir so ungefähr dasselbe sagen wie über „Niagara". Das Büchlein enthält viel Schönes, und bietet es auch im Ganzen in schöner, entsprechender Form dar, wenngleich man nicht behaupten kann, daß jede sprachliche Härte vermieden ist.

Georg M. A. Schöner ist geboren am 22. März 1864 zu Steinach im Kinzigthal, Baden. Er stammt aus einer kernigen Bauernfamilie, studierte Theologie in Einsiedeln und Eichstädt und kam 1890 nach Amerika, wo er 1892 zum Priester geweiht wurde. Seit 1899 ist er Pfarrer von Rochester, Pa. Wie Neeff berichtet, hat Vater Schöner auch neben seiner Lyrik einige Dramen geschrieben, nebst einem Buch über Architektur. Schöner's „Deutsche Weisen in Amerika" bringt im Vorwort die begeisterte Lobpreisung der deutschen Sprache, die unser F. W. Färber einstmals gesungen; und somit bekennt sich der Autor zur St. Louiser Schule.

„Habe ich obige Verse auch nicht selbst erdacht, so sind sie dennoch aus meiner tiefsten Seele herausgesungen. Die gleiche warme Liebe zur schönen deutschen Muttersprache ist auch mir in der neuen amerikanischen Heimat geblieben. Sie soll mir mit meinem Glauben mein liebstes Erbstück von der alten Welt verbleiben. Mit inniger Freude sende ich daher meine deutschen Weisen von Amerika aus in die weite Welt. Sind es auch keine Meisterweisen, so sollen sie doch im alten deutschen Heimatlande allen Bote sein, daß auch überm Ozean noch deutsche Herzen in alter deutscher Treue schlagen."

Seine eigenen Mängel scheint der Dichter gut zu kennen: „Ist noch manches an gutem echtem deutschen Klange zu wünschen übrig, so möge man bedenken, daß wir eben hier noch alle Anfänger sind. Alles nach und nach. Die meisten meiner Gedichte, meiner deutschen Weisen, sind hier entstanden, ohne daß ich lange vorher die Kunstregeln studiert hätte. Ich habe gesungen, wie es mir eben in den Schnabel kam, und wenn meine eigene Lebenslage mir die Stimmung zum Dichten brachte."

Wohl hat der Dichter Recht: Persönlich erlebt sind die Gedichte, aber nicht zu voller Reife gebracht. Etwas hängt ihnen doch noch an von den wilden Alleghany-Bergen, wo vor fünfzig Jahren noch die Osagen und Lenapen hausten, ein Wildgeschmack in gutem wie in üblem Sinne. Aber als Selbsterlebtes und Selbstempfundenes sollte der Inhalt des auch äußerlich so geschmackvollen Büchleins größere Anerkennung finden. Am besten sind Schöner wohl die „Epischen Bilder" gelungen, von welchen drei der schönsten bei Neeff „Vom Lande des Sternenbanners" stehen.

Seit 1910 weilt G. Schöner gesundheitshalber in Oregon und Californien.

Von ähnlicher, doch geringerer Begabung, wie diese beiden, zeugen die Gedichte des aus Königseggewald, Württemberg, stammenden Gustav Rommel, der mit Matthias Rohr lange Jahre in geschäftlicher, und wohl auch geistiger Verbindung gestanden ist. Geboren am 14. Juli 1848 besuchte Gustav Rommel das katholische Wilhelms-Stift der Universität Tübingen, zum Zweck des Studiums der Philosophie und Theologie; wurde aber nicht Priester, sondern kam als Lehrer nach Amerika im Jahre 1877. Seit 1879 steht Rommel in Verbindung mit der Germa-

nia Lebensversicherungsgesellschaft von New York. Im Jahre 1904 gab der Dichter zum 25jährigen Dienst-Jubiläum ein Bändchen Gedichte in deutscher, englischer und lateinischer Sprache heraus. Im Jahre 1906 nahm er Abschied vom Geschäft. Andere Gedichte von Rommel sind in den Dichterstimmen der Gegenwart und in „Lyrik", sowie bei Neef zu finden. Viele unserer katholischen Zeitungen brachten Beiträge von Gustav Rommel, so daß sein Name einen guten Klang hat.

13. Einige unserer Prosa-Schriftsteller.

Auch die Prosa gehört in den Bereich der schönen Literatur, wenn sie idiomatisch, rein und edel ist. Kunstreich muß sie sein, aber nicht gekünstelt. Die wahre Kunst muß als Natur erscheinen. Solcher Prosaisten haben wir schon eine Anzahl unter den Poeten gefunden. Wir müssen hier noch einige derselben nachholen, die uns Werke von wirklich literarischem Werte hinterlassen haben. Die Auswahl ist nicht gerade leicht. Die höchsten Anforderungen dürfen wir nicht stellen; und zu niedrig wollen wir auch nicht greifen. Zwischen einem einfachen Zeitungsbericht und einem fein abgerundeten historischen oder ästetischen Aufsatz gibt es manche Mittelglieder. Wo die Grenze ziehen, ist eine Frage, die sich nur annähernd lösen läßt. Wenn wir also nur einige Namen, die wir als die besten erachten, hier verzeichnen, und dabei andere, vielleicht gleichwertige Namen übergehen, so ist das nicht als weises Urteil der Kritik, noch weniger als Vorurteil, sondern als ganz natürlicher Mangel an Kenntnis oder Erkenntnis beim Kritikus aufzufassen. Nach dieser notwendigen Salva venia wenden wir uns zu unseren Prosa-Schriftstellern. Von diesem Kapitel darf man aber nicht allzuviel erwarten, weder in Hinsicht auf die Zahl der Autoren, noch in Betreff der Ausführlichkeit. Mit Namen und Daten wird man sich in den meisten Fällen begnügen müssen. Jene gediegenen Prosaiker, deren Namen wir schon in den Poeten-Kapiteln vorweg genommen haben, werden natürlich hier nicht mehr erscheinen.

Die beiden rheinischen Jesuiten, Julius Pottgeisser, geboren am 10. März 1813 zu Coblenz, in Amerika seit November 1871, und Jakob Grönings, geboren 15. Februar 1833 zu Brühl, Rheinprovinz, in Amerika seit August 1874, haben sowohl durch ihre Predigten wie auch durch ihre deutschen Schriften viel dazu beigetragen, den katholischen Geist unseres Volkes zu neuem und tatkräftigem Leben zu erwecken. Grönings Leben Jesu in Predigten gehört zum klassischen Bestand unserer Erbauungs-Literatur. Die Werke beider Jesuiten wurden ins Englische übersetzt, und erfreuen sich auch im neuen Gewande einer großen Beliebtheit.

Ueber den streitbaren Pfarrer Bernard Ant. Schwenninger, New York, erinnern wir uns, daß er eine Kontroversschrift gegen Büchner's „Kraft und Stoff" erscheinen ließ. Geboren am 23. September 1832 zu Selm, Westfalen, kam er im Januar 1866 ins Land, war Redakteur des Wahrheitsfreund vom 3. Oktober 1866 bis 6. Juli 1870, und gründete den „Vereinsbote", zur Förderung des Zentral-Vereins. Daraus entstand das Katholische Volksblatt. Ueber seinen Nachfolger in der Redaktion des Wahrheitsfreund, Prof. Herman Baumstark, Oktober 1870 bis Februar 1876, gibt uns Herders Lexikon die folgenden Daten: Geboren am

12. August 1839, gestorben am 2. Februar 1876, erst altlutherischer Theologe, bekehrte sich mit seinem Bruder Reinhold zum katholischen Glauben, wirkte Oktober 1873 bis Februar 1876 als Schriftleiter des „Wahrheitsfreund", schrieb im Verein mit seinem Bruder die Kontroversschrift „Unsere Wege zur Katholischen Kirche" (1870 und 1872.) Als „politischer Einsiedler" schrieb er zeitweilig seine „Glossen" in den „Historisch-Politischen Blättern", als „unpolitischer" und als einfacher Einsiedler veröffentlichte er vorzügliche Reisebilder in der „Alte und Neue Welt". Im Jahre 1879 gründete Baumstark das Unterhaltungsblatt „Sterne und Blumen". Zeitweilig etwas verbittert, blieb er doch bis zum Tode ein überzeugungstreues Kind der Kirche.

Nach Müller's Schematismus war der hochw. Thomas Aquinas Bruhin, Pfarrer zu St. Helena, Nebraska, „einer der bedeutendsten Botaniker Amerikas, dessen Schriften und Entdeckungen in den gelehrten Kreisen Europas Aufsehen erregt haben." „Auch als Dichter," fügt Müller hinzu, „darf sich Bruhin herzhaft sehen lassen." Bruhin ist am 24. Mai 1835 zu Schwyz geboren, und als Priester im April 1869 nach Amerika gekommen. Weiteres ist uns leider nicht bekannt.

Der berühmte Missionär aus dem Jesuitenorden, F. X. Wenninger, hat viel mehr durch seinen Charakter und den Ruf der Heiligkeit gewirkt, als durch seine vielen Schriften in deutscher und englischer Sprache.

Eine ganz anders geartete Natur war der St. Galler Domherr Dr. Otto Zardetti, der gegen Anfang der achtziger Jahre nach Amerika kam und erst als Professor im Salesianum, dann als General-Vikar des Bischofs Marty, und zuletzt als Bischof von St. Cloud, der Kirche Amerikas vortreffliche Dienste tat. Seine rhetorische, blumenreiche Schreibweise kam wohl vom italienischen Blute seiner Abstammung. Zardetti war ein ganzer deutscher Mann, mit den feinen Manieren des Italieners. Zu Rorschach am Bodensee gebürtig, 24. Januar 1847, wurde Johann Joseph Friedrich Otto Zardetti 1870 zum Priester geweiht. Als Bischof von St. Cloud war er sehr tätig für den Ausbau seiner Diözese durch neue Kirchen und Schulen und einen stetigen Zuwachs an Priestern. Im Jahre 1894 wurde Zardetti Erzbischof von Bukarest, dankte aber 1895 ab und lebte fortan in Rom, wo er auch starb, 10. Mai 1902. Sein Grab ist in der Klosterkirche zu Mehrerau.

Seine auf amerikanischem Boden entstandenen Schriften sind: „Westlich, oder durch den fernen Westen Nord-Amerika's" (1897), und „Kanzelreden" (1906), und verschiedene Flugschriften. „Zehn Bilder aus Südengland" und „Requies Sancti Galli" sind frühere Werke Zardetti's.

Dem überaus streitbaren Verteidiger der Kirche gegen das feindliche Luthertum, Vater Heinrich Brockhagen, dem Gründer und einzigen Redakteur des „O'Fallon Hausfreund", im Staate Missouri, verdankt unsere Literatur ein Büchlein von fast lutherscher Kraft der Sprache, „Schutt und Geröll". Ebenso streitbar, aber gegen ganz andere Feinde, war der Linzer Priester J. N. Enzlberger, als Redakteur der „Glocke" und als Mitarbeiter am „Herold des

Glaubens". Vater Enzlberger war ein gründlicher Kenner des Volkes. Was immer Vater Enzlberger schrieb, hatte Hand und Fuß, und eine Eindringlichkeit, die den vormaligen Verächtern der Pfarrschule manche Sorgen machte. Vater Holweck sekundierte ihm dabei ganz mächtig, und wir selbst ließen uns durch Enzlberger's Feuer zu unseren ersten Kampfgedichten in Horazischen Odenformen begeistern. Eines der notwendigsten Bücher für jeden Literaten Amerika's ist Enzlberger's Schematismus", das heißt, ein Verzeichnis aller deutsch-amerikanischen Priester jener Zeit. Auch des liebenswürdigen Redakteurs des „Herold des Glaubens" jener Tage, Wilhelm Schwarz, des unvergeßlichen Schneider Spitzig, und seiner Antiqua, dürfen wir nicht vergessen. Pater Innocent Wapelhorst, O. S. F., hat sein Hauptwerk, das ausgezeichnete Compendium Sacrae Liturgiae in lateinischer Sprache verfaßt. Aber als Verfasser vieler Artikel im Pastoralblatt von St. Louis, wie durch das Büchlein „Praktischer Braut-Unterricht" steht er noch in vieler Priester Erinnerung. Vater Wapelhorsts Name führt uns nach dem Norden, nach Milwaukee, und da tritt uns der stets gewappnete Kämpe für Wahrheit und Recht und Ehre, Joseph Schultheiß, der langjährige Schriftleiter der „Columbia" und des „Excelsior", als einer unserer besten im Reiche des Geistes entgegen. Als alter Salesianer berührt es uns doppelt angenehm, daß Albert Theodor Reininger seinen eigenen Lebensgang bis zum Tage seiner Weihe unter dem Titel „Aus dem Tagebuch eines Auswanderers", 1922, beschrieben und veröffentlicht hat. Das Buch ist flott geschrieben und sehr interessant.

Ein späterer Professor an Salesianum, Dr. Karl P. Brühl steht bei Keiter als Verfasser von „Meine Reise nach Schottland" „Die Ehe", „Die Stimme der Wahren Kirche," „Die Jugend" verzeichnet. Dr. Brühl, der besonders als Soziologe, eine weitreichende Wirksamkeit entfaltet, stammt aus Herdorf am Rhein und ist geboren am 8. Mai 1876. Als Mitarbeiter an dem Zentral-Blatt von St. Louis und anderen Zeitschriften hat Dr. Brühl sich einen großen Leserkreis erworben, den seine Klarheit und Wärme der Darstellung wie Eleganz der Sprache vollauf verdienen. Man vergleiche „The American Catholic Who's Who". Der aus Mittelfranken stammende, Willibald Hackner, jetzt in der Diözese LaCrosse wirkend, hat sich viele Jahre als gediegener Schriftsteller im Theologischen Sachen aufs eifrigste betätigt, besonders im St. Louiser Pastoral-Blatt. Er ist zu Forchheim in Bayern am 18. Mai 1852 geboren und kam im Mai 1878 nach Amerika.

Unter unseren besten Prosaschriftstellern wären dann noch zu nennen: P. Vigilius Krull, C. P. P. S. Dr. Arthur Hübsch, Priester in San Antonio, Texas, von dem wir eine feine Monographie über die berühmte deutsch-österreichische Dichterin „Mariam Tenger" besitzen; der hochw. J. B. Prim, von New Orleans, der Verfasser eines Buches über „Das Leben der Mutter Gottes" und der Hochw. Johann Keim von Bartelso, Illinois, dessen „Geistliches A. B. C. für die christliche Familie" es wirklich verdient, zum Volksbuch zu werden.

Vater Peter Rosen hat viel in der Landessprache geschrieben, so *"His-*

tory of Fort Ridgely" und "*The Black Hills of Dakota,*" aber auch der Deutschen Sprache seinen Tribut gezollt in dem Reisebuch „Hundert Tage in Europa. 1895. Vater Rosen war Pfarrer in Fairfax, Minnesota. Er stammt aus Kyllburg bei Trier.

Aus dem sonnigen Süden kamen uns die verschiedenen Schriften Hanno Deilers, Professor an der Tullane Universität, über die ersten Ansiedlungen der Deutschen in Louisiana und anderen Südstaaten, in die Hände. Schriften, die als Beiträge zur Geschichte unseres Volkes in Amerika immer einen hohen Wert beanspruchen dürften. Nicht minder das Buch des früheren Rektors am Lehrer-Seminar zu Milwaukee, hochw. Theo Brünner, O. S. F., Kirchengeschichte von Quincy, Ill.

Ein anderer Franziskaner, der hochw. P. Solanus Hilgenbach, O. S. F., machte sich durch überaus anziehende deutsche Schriften, und vielleicht noch mehr, durch seine klassischen lateinischen Hymnen und Oden einen bedeutenden Namen, obzwar nur in einem engeren Kreise. Besonders sind hervorzuheben die Hymnen in dem Fest - Offizium der Hl. Koletta.

Und nun ein Wörtlein über die Pflege der Lateinischen - Dichtkunst in Amerika. Vier weitere deutsche Poeten von Ansehen treten uns da mit gedruckten Erzeugnissen entgegen: Monsignor Joseph Rainer, Pfarrer Friedrich George Holweck, und Professor Hermann Heuser, und F. X. Reuß. Ihre Oden und Hymnen in klassischem Gewande Horazen's zeugen nicht nur von großer Gewandtheit in Sprache und Verskunst, sondern auch von echtem poetischem Gefühl. Populär können sie natürlich nicht werden, aber als verspätete Blüten der Renaissance, und als willkommene Gabe für geistreiche Feinschmecker verdienen sie unsere Anerkennung.

Alle unsere verdienstvollen Zeitungsschreiber auch nur mit Namen zu nennen, würde den Umfang dieses Artikels allzusehr anschwellen, und würde doch keinem praktischen Zweck dienen. Gewiß gebührt ihnen aber in ihrer Gesamtheit ein Wort der ehrlichen Anerkennung für ihren Opfersinn und ihre mannigfachen Talente. Als jüngere Vertreter der ganzen Gilde mögen hier noch genannt werden: Jos. Matt, vom St. Paul Wanderer, L. Blankemeier, der Herausgeber des Familienfreund - Kalenders, J. Otto Pfeiffer, der Schriftleiter der Amerika, und August Brockland, der zweite Vorsteher der Zentral - Stelle und Mitarbeiter am Zentral - Blatt. Möge das rührige Völklein der Zeitungsschreiber Deutsch-Amerika's niemals aussterben. Für die Pflege und Erhaltung der deutschen Sprache in diesem Lande sind sie von jeher die Bannerträger gewesen.

14. Eine zweite Reihe von Prosa-Schriftstellern.

In diesem Kapitel sollen noch sechs unserer bedeutenderen deutschen Prosaisten vorgeführt werden, die, mit einer Ausnahme, ihr Bestes in englischer Sprache geschrieben haben, die aber doch auch Werke in korrektem edlen Deutsch ihr Eigen nennen.

An erster Stelle, sowohl in Hinsicht auf das Alter, wie auch wohl in betreff der wissenschaftlichen Bedeutung, kommt der angesehene amerikanische Archäologe Adolf Franz Alphons Bandelier. Geboren zu Bern, in der Schweiz, im Jahre 1840, kam er früh nach Amerika, und machte im

Auftrage des Amerikanischen Archäologischen Instituts ausgedehnte Forschungsreisen in Neu Mexiko, Mexiko, Arizona und Zentral-Amerika, dann, im Jahre 1892 ging er im Auftrage Heinrich Villard's, nach Peru, Bolivia und Ecuador. Als Ergebnis seiner Forschungen entstanden eine Reihe von wertvollen Monographien über die Geschichte der Indianer in englischer Sprache; auch manche Artikel in deutscher Sprache in verschiedenen Zeitschriften.

Von den drei Jesuiten Bonvin, Betten und Schwickerath ist der erste als Musikschriftsteller, der zweite als Geschichtsforscher, der dritte als Pädagoge und Populärphilosoph in weitesten Kreisen bekannt geworden.

Ludwig Bonvin, S. J., ist am 17. Februar 1850 zu Siders, im Kanton Wallis, Schweiz, geboren. Auf väterlicher Seite ist er italienischer, auf mütterlicher Seite aber gut bayrischer Abstammung. Seine Studien machte Bonvin in Sitten, Schweiz, und an der Universität Wien. Seit 1887 ist P. Bonvin Leiter der musikalischen Abteilung des Canisius Kollegs zu Buffalo, N. Y. In der Pflege des deutschen Kirchenliedes ist P. Bonvin einer der leitenden Geister.

P. Franziskus Betten, S. J., ist am 16. April 1863 in Wocklum, Westfalen, geboren; er besuchte das Gymnasium zu Paderborn und trat zu Exäten, in Holland, in die Gesellschaft Jesu, und wirkte einige Jahre als Lehrer an der Studienanstalt zu Feldkirch. 1898 kam er nach Amerika. Als Uebersetzer von verschiedenen Novellen des P. Finn wurde P. Betten ein Lieblingsschriftsteller der Jugend. Aber auch eigene Schriften in deutscher Sprache, besonders viele Zeitungsartikel, verdankt die deutsch-amerikanische Literatur dem gelehrten und eifrigen Jesuiten.

P. Robert Schwickerath, S. J., stammt aus Kyllburg, in der Rheinprovinz. Geboren am 15. Januar 1869, besuchte er das Gymnasium zu Trier, und ließ sich in Holland 1890 in den Jesuiten-Orden aufnehmen. Im Jahre 1895 kam er nach Amerika, studierte Theologie zu Woodstock und Maryland, und wurde 1903 zum Priester geweiht. Sein Hauptwerk ist das englisch verfaßte Werk „Jesuit Education 1903, 1905."

In deutscher Sprache erschienen von Schwickerath „Juvencius' Lern- und Lehrmethode" 1898, und zwölf Broschüren in der Kollektion „Volks-Aufklärung". P. Schwickerath war Mitarbeiter an den „Stimmen aus Maria Laach" und dem St. Louiser Pastoralblatt.

Von den zwei übrigen Prosaisten, hochw. Friedrich Schulze und Joseph Matt, ist der erste Theologe, der zweite Journalist. Vater Schulze ist am 9. Februar 1855 zu Paderborn geboren. Studierte zu Paderborn, Münster und Löwen, kam als Priester nach Amerika und wurde im Oktober 1886 Professor der Moraltheologie am Salesianum. Von Vater Schulze stammt das ausgezeichnete Lehrbuch „A Manual of Pastoral Theology", sowie der „Leitfaden über die Verwaltung des kirchlichen Lehramtes in der praktischen Seelsorge", 1905. Vater Schulze ist langjähriger Mitarbeiter an der „Linzer Quartalschrift" und dem Pastoralblatt von St. Louis.

Joseph Matts Namen haben wir zwar schon unter den Journalisten

angeführt, aber seine Tätigkeit doch nicht genügend gewürdigt. Er stammt aus der Rheinpfalz, und kam im Oktober 1877 nach Amerika. Als Mitarbeiter am „Buffalo Volksfreund" wurde er mit dem Dichter Wilhelm Keilmann befreundet, kam in 1897 nach St. Paul an den von seinem Schwiegervater, Hugo Klapproth, begründeten „W a n d e r e r".

Joseph Matt hat nebst seiner journalistischen Tätigkeit auch noch Zeit und Muße zu schöngeistiger Schriftstellerei gefunden, und eine Anzahl von Novellen und Erzählungen verfaßt. Seine Schrift: „U n s e r e R ü c k s t ä n d i g k e i t" gab den Anstoß zu den sozialen Bestrebungen der deutschen Katholiken Amerikas. Noch wäre die Festschrift Matt's zu verzeichnen „Der Deutsche Römisch = katholische Zentral = Verein; ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Katholiken — 1905."

15. Unsere fehlenden Dichterinnen.

Es mag wohl den einen oder anderen Leser etwas befremden, daß sich unter der stattlichen Zahl der katholischen deutschamerikanischen Dichter fast nur Journalisten und Priester befinden, und daß das weibliche Geschlecht ganz zu fehlen scheint. Die erstgenannte Erscheinung ist unschwer zu erklären. Denn obwohl der dichterische Geist Gemeingut vieler Menschen, man möchte sagen, Erbteil aller ist, so bezieht sich das doch an erster Stelle auf das poetische Gefühl, die Empfänglichkeit für poetische Eindrücke, nicht auf die Kunstfertigkeit der poetischen Darstellung. Ein Dichter muß die Sprache in der Gewalt haben; er muß auch Sinn für Prosodie und poetische Darstellung haben; und dann, das Lebensfünkchen aller Kunst, die Begeisterung, muß er in seinem Innern empfinden. Aeußere Anregung allein macht keinen Künstler, und am wenigsten einen wahren Dichter. Aber die Anregung von Außen ist doch von größter Bedeutung, da ohne sie wohl manch ein neues Gedicht oder Lied von einem sinnigen Bauern, Handwerker, Trapper oder Taglöhner empfunden werden, aber nur selten die passende Form erlangen würde. Man mag zum Gegenbeweis an die Volkslieder erinnern; allein gerade unsere Pionierzeit mit ihrer harten, erdrückenden Arbeit war dem Volkslied so ungünstig wie selten eine zuvor.

Beschauliche Muße, Ruhe und Lebensfreude mangelten nur zu sehr in unserem Volke. Und die zweite und gar die dritte Generation dachten nur noch in der Landessprache. Meisterschaft in der deutschen Sprache und die Lust zum „Singen und Sagen" war bei den Katholiken fast ausschließlich unter den Priestern und Zeitungsschreibern zu finden. Die verhältnismäßig geringen Ausnahmen von der Regel verdienen deshalb um so mehr unsere Bewunderung. Das ist auch wohl der Grund, weßhalb deutschländische Kritiker bei Besprechung eines deutschamerikanischen Buches gewöhnlich die reine edle Sprache besonders hervorheben, einen Umstand, der ja als ganz selbstverständlich gelten sollte. Man meint eben, daß in dem Sprachengewirr, in dem wir Deutschamerikaner bisher gelebt haben, die Reinheit, Kraft und Melodie der deutschen Sprache gewiß zu Schaden kommen müsse. Daher die Verwunderung, wenn es doch nicht geschah.

In Betreff des Mangels an weiblichen Vertretern unter unseren katholischen deutschamerikanischen Dichtern mag wohl noch ein anderer

Grund vorliegen, nämlich dieser, daß etwaige Dichterinnen unter den Klosterfrauen zu suchen und gewiß auch zu finden wären. Aber wie Friedrich Kenkel in der Besprechung des Neeff'schen Buches „Vom Lande des Sternenbanners“ bemerkt, „das sind Blumen, die im Verborgenen blühen“. Allerdings hätten wir auch deutschamerikanische Dichterinnen katholischer Abstammung, aber unkatholischer Lebensführung einfügen können, wie es bei Wienstein's „Lexikon der katholischen deutschen Dichter“ wirklich der Fall ist. So die berühmte Freiheitskämpferin und nachherige Frauenrechtlerin Mathilde Franziska Annecke, die am 3. April 1817 zu Blankenstein an der Ruhr, als Kind einer angesehenen katholischen Familie geboren, schon im zwanzigsten Jahre das Westfälische Jahrbuch redigierte, Anno 1848 an der pfälzischen Revolution teilnahm, dann im Jahre 1849 nach Amerika entfloh, wo sie im Jahre 1852 die Deutsche Frauenzeitung gründete und leitete, bis sie am 25. November 1884 starb. Zwei ihrer sinnigen Gedichte stehen bei Zimmermann. Aber Frau Annecke war nichts weniger als gläubiges Kind der Kirche. Und so könnten wir ebenfalls Kathinka Schücking, die Schwester Levin Schückings, nebst diesem ihrem Bruder, besonderer Schützling der großen Annette von Droste-Hülshoff, in Philadelphia mit Emil Sutro vermählt, und als Sutro-Schücking bekannte Novellistin, zu den Unseren rechnen, wenn es sich der Mühe lohnte, abgestandene Christen noch als nicht ganz Verlorene in Anspruch zu nehmen. Allein solcherlei Christentum gereicht weder den Leutchen selbst noch der Kirche zur Ehre. Habeant sibi. Wir beanspruchen sie nicht. Wir haben sie nur angeführt, auf daß keiner durch ihre katholische Abstammung irre geführt werde. Eine edle Dichterin haben wir aber doch unter unseren Klosterfrauen entdeckt. Die Benediktinerschwester M. Aloysia, Mt. Angel, Oregon. Auf dem Sterbebett verfaßte und diktierte sie den „Schwanengesang einer sterbenden Braut Christi“, ein Lied, das von P. Dom. Wädenschwyler, O. S. B., in Musik gesetzt wurde.

16. Schlußwort.

Alles irdische Tun muß ein Ende nehmen, so auch unser Spaziergang durch das kleine Reich der katholischen deutsch - amerikanischen Literatur. Gewiß haben wir manch einen Namen von gutem Klang übergangen: nicht aus Geringschätzung, noch aus Eifersucht, sondern einzig und allein aus Unkenntnis. Das ist auch gerade kein Nachteil: Denn was wir bei unserer beschränkten Kenntnis nur höchst unvollkommen hätten beschreiben können, das mag nun ein anderer, der bessere Kenntnisse besitzt, nachholen. Selbst die Bibel enthält zwei Bücher „Paralipomena“, das heißt, „Nachträge“ zu dem was anderwärts übergangen, oder nur unvollständig erzählt worden. Wir würden uns nur freuen über etwaige Nachträge zu unserer Erzählung. Von den neueren und neuesten Poeten Deutsch-Amerikas wollen wir noch die folgenden uns bekannt gewordenen Katholiken einreihen.

Durch die Freundlichkeit Monsignor Cluses erhielt ich endlich Einblick in das prächtige Gedichtbüchlein Heinrich Meißner's, von dem im siebenten Kapitel die Rede war. Der Inhalt ist zumeist geistlicher Art; aber auch Gedichte weltlichen Genres finden sich darunter, so besonders das tiefempfundene, nur etwas zu lange „Der Greis im Walde“. Die Form ist im Ganzen korrekt und

rein; die Sprache ist innig und sinnig dem Inhalt angepaßt:

„Zwei Herzen in einander flossen
Durch heil'ger Liebe Allgewalt.
O Band, so wunderschön geschlossen,
Warum zerrissest du so bald?
Gabst darum, Wald, du Schmuck den Wegen,
Und pflücktest deine Blumen ab,
Um ihr den Trauerkranz zu legen
Auf ihr so schaurig frühes Grab?"

Vater Meißner's poetisches Schaffen hätte wirklich mehr Beachtung verdient, als ihm bislang geworden ist, wenigstens in unserem unpoetischen Amerika. In der alten Heimat hat er wohl größeren Anklang gefunden.

Erst vor einigen Tagen wurde ich durch Pfarrer Holweck auf einen älteren Poeten aufmerksam gemacht, der mir zwar als Mitschüler im Seminar, aber nicht als Jünger der Muse bekannt war, nämlich Theodor Maria Heyde. Ein Kind der Rothen Erde, aber von Haus aus Protestant, nahm er schon frühe den katholischen Glauben an, und fand Aufnahme im Salesianum so etwa in 1870. Zum Priester geweiht für die Diözese Leavenworth, wurde er Pfarrer zu Emporia, Kansas. ging dann 1881 nach Süd Amerika in die Mission, wirkte als Seelsorger in Guayaquil, und wandte sich zuletzt nach Oaxaca in Mexiko. Hier schrieb er in deutscher Sprache ein Idyll aus der Alt-Mexikanischen Geschichte, „Camaxtlis Liebeswerbung". Die Form der Oktave ist recht gut gelungen. Eine Stanze als Beispiel möge hier stehen:

„Der Morgen naht. In purpurdunklen Farben
Cholulas Götterhügel schrecklich raucht.
Es fließt das Blut. Schon tausend Menschen starben,
Die heiße Flut die Erde gierig saugt!
Es sind der Liebeswerbung teure Garben,
Die heut Camaxtlis Götterkultus braucht,
Und von den Höh'n noch tausend Leichen rollen,
Und immer noch die Götter menschlich grollen."

Ueber den Excelsior-Poeten „Frod-Neckod", (Dockendorf) wissen wir weiter nichts, als daß seine Lieder sich recht flüssig lesen und auch inhaltlich recht gediegen sind.

Vater Holweck erzählte mir von Dr. Albert Hübsch, der als Priester in der Diözese San Antonio wirkt, und als lyrischer Dichter schon manch einen Beweis von edler Begabung erbracht hat. Wir haben seiner schon in dem Kapitel über Prosaschriftsteller gedacht. Von den Gedichten haben wir bis jetzt keine Probe gesehen. Als Jüngster unter den deutschamerikanischen Poeten, die in Buchform aufgetreten sind, ist wohl der Priester Heinrich Gerwert aus Ohio zu verzeichnen. Sein Büchlein „Meine Freude, mein Trost," liest sich leicht und flüssig und ist inhaltlich recht ansprechend. Zwar mischen sich manche Härten und Prosaismen unter die poetischen Bilder: selbst in der Sprache ist nicht alles korrekt: Eine strengere Anwendung der Heckensichel würde dem Wildwuchs nur zum Vorteil gereichen. Das Büchlein ist aber doch ein ermutigends Zeichen in unserer so prosaischen Zeit. Der Dichter wurde am 29. Oktober 1881 zu Sterkerade in Westfalen geboren, studierte Theologie in Bonn und empfing durch Bischof Koudelka die Hl. Weihen am 28. August 1908. Vater Gerwert ist Pfarrer in Miller City, Ohio. Bei seinen Jahren und seinem frischen Talente dürfte er uns noch Schöneres geben.

Von dem allverehrten General-Vikar Wilhelm Cluse von Belleville ist es bekannt, daß er eine große Begeisterung für die Dichtkunst hegt: ob er aber dem Garten der deutschen Dichtung schon poetische Blüten entlockt hat, wissen wir nicht. Im Druck haben wir noch nichts von ihm gesehen. Aber bei Msgr. Cluse's Meisterschaft in der deutschen Sprache, darf man wohl noch etwas recht Schönes erwarten.

Endlich dürfen wir eines poetischen Werkes nicht vergessen, das zwar nicht Original-Arbeit eines Amerikaners, sondern nur ein Sammelwerk ist, und zumeist einem praktischen Zweck dienen sollte, nämlich das Katholische Gesang- und Gebet-Buch von B. H. F. Hellebusch, das im Jahre 1858 in Cincinnati erschien, und jetzt in 69. Auflage vorliegt.

Der „Alte Hellebusch" mag wohl kein Meisterwerk sein, aber ihm gebührt doch das Verdienst, die alten, heiligen Lieder unseres Volkes auch in der neuen Heimat lebendig zu halten. Das Buch hat, wie Bischof Lüers betonte, „wegen der trefflichen Auswahl der Lieder und den hinzugefügten herrlichen Melodien, ein wahres Bedürfnis befriedigt". Und Bischof Henni fügte hinzu: „Jeder Beitrag zur hehren Stimmung des Gemütes in diesem von Natur aus gleichsam stummen und materiellen Lande, jeder Beitrag zur Hebung des Gottesdienstes muß uns doppelt willkommen sein." Ein Buch aber, das sich fast siebzig Jahre im täglichen Gebrauch halten kann, wie es unser Hellebusch getan, verdient Erwähnung in unserer Literaturgeschichte.

So hätten wir nun den Spaziergang durch unseren Blumen- und Waldgarten vollendet, und auch den Weg entlang manch' duftiges Blümlein im Schatten gefunden, und auf ein sonniges Plätzchen verpflanzt. Noch schöner wär' es, wenn ein rühriger Verleger eine Sammlung der besten dieser Gedichte, Epen, Dramen und Lyrika, zusammenstellen und veröffentlichen würde. Ignoti nulla cupido, sagt der Römer. Nicht nur über unsere einheimischen Dichter und ihre Werke sollten wir etwas wissen, sondern mit dem Besten, das sie uns geboten, sollten wir vertraut sein. Es wäre dessen genug zu finden. Im allgemeinen muß man zugeben, daß der poetische Trieb unter den Deutsch-Amerikanern sehr nachgelassen hat. Es sind eben ganz andere Aufgaben an dieselben herangetreten; und die deutsche Sprache ist der jüngeren Generation, die eigentlich das Denken und Dichten besorgen sollte, nicht mehr recht geläufig. Viele Gründe gibt es für diese traurige Erscheinung. Einen Grund möchten wir noch anführen. Es ist der Mangel an innerer Verbindung zwischen unserem Streben und Trachten und dem deutschländischen Schrifttum. Die deutschländische Kritik hat nur selten die hohe Bedeutung des deutsch-amerikanischen Schrifttums erkannt und gewürdigt. Weil wir keine Heroen der Dichtkunst, wie Goethe, Schiller, Klopstock, Brentano, Heine, Uhland, Eichendorff und die Droste aufzuweisen hatten, weil wir keines einzigen Pfadfinders in neuen Formen der Poesie uns rühmen konnten, hat man unsere Dichter vielfach ignoriert, oder als minderwertig verschrieen. Man hat ganz übersehen, daß wir an den Grenzen des deutschen literarischen Lebens uns bewegten, gewissermaßen Vorposten des deutschen Denkens und Fühlens waren, daß wir also nicht tonangebend, sondern nur nachtönend dichten konnten. Man hat unsere bescheidenen Poeten mit dem Maßstab der allergrößten gemessen, und sie als Epigonen bei Seite gestellt, wo man sie eigentlich als Pio-

niere des Deutschtums in einem fremden Lande hätte freundlich aufnehmen und ermuntern sollen. Einige wenige deutsche Männer und Frauen haben das Rechte getan. Wilhelm Kreiten und Gerhard Gietmann und Alois Stockmann, das kritische Dreigestirn der Stimmen aus Maria Laach, nebst dem Nestor der katholischen Poesie Deutschlands, Leo Tepe von Heemstede, und einige freundliche Mitbrüder in Tirol und im Bayernlande brachten unseren Bestrebungen ein freundliches Verständnis entgegen. Von nichtkatholischer Seite wurde die katholische deutsch = amerikanische Dichtung nach dem Grundsatz behandelt: „Catholica non leguntur". Jetzt nach allem, das die deutschen Katholiken zur Linderung der Not in Deutschland getan haben, mag das wohl etwas anders werden; aber jetzt scheint es zu spät zu sein, obwohl der Altmeister der neudeutschen Philosophie, Rudolf Eucken in Jena, noch die schönste Hoffnung ausspricht: „Das Wirken der Deutschen in Amerika auf die Heimdeutschen beschränkt sich nicht auf materielle Unterstützung; es hat auch dazu beigetragen, unseren geistigen Horizont zu erweitern, die deutschen Verhältnisse unbefangener zu beurteilen, im besonderen ein enges Spießbürgertum mit seiner kleinlichen Art auszutreiben, das oft das einheimische Leben schädigt. Wir können nur wünschen, daß die tatkräftige großzügige, sozialgesinnte Art der Amerikaner von dem deutschen dort dem Heimatlande zugeführt werde. Daß aber diese Förderung in vollem Gang komme, das ist an erster Stelle die Sache der einheimischen Presse und zugleich des deutschen Publikums. Wir können diesem nicht den Vorwurf ersparen, daß es sich viel zu wenig um das deutsche Leben in Amerika gekümmert hat; wohl empfing man gern Gaben von dort, aber man erwies nicht dem dortigen Leben und Streben die gebührende Teilnahme und Schätzung; den Mangel an solcher Teilnahme aber muß alle Bestrebungen der dortigen Deutschen hemmen. Die heutige Lage treibt die Deutschen zu klarer Besinnung darüber, wo wir echte Freunde besitzen. Nun wohl, unter diesen Freunden behaupten die Deutschen in Amerika unbestritten den ersten Platz, und sind wir ihnen besonders verpflichtet. Demnach wollen wir hoffen, daß zwischen hüben und drüben ein enger Wechselverkehr und eine herzliche Teilnahme immer mehr Boden gewinne zu gegenseitiger Förderung." Das sind goldene Worte eines großen Mannes und Denkers, aber für die gegenseitige geistige Förderung kommen sie zu spät. Zwei Generationen der Deutsch = Amerikaner sind nun schon verenglischt; und mit den „Alten" sinkt allmählich das Deutsch = Amerikanertum ins Grab. Wir mögen Deutschland noch förderlich sein, aber Deutschland uns Deutsch = Amerikanern nicht mehr. Es ist zu spät.

Und nun zum Schluß ein Wörtlein an unsere weitverstreuten Leser. Wir „Alten" lieben die deutsche Sprache aus tiefstem Herzensgrunde. Wir wünschen ihr, o wie so gern, ein langes Fortbestehen in diesem Lande. Aber die alte Hoffnungsfreudigkeit ist geschwunden, und doch, kleinmütig dürfen wir nicht werden. Uns Alten bleibt die Sprache unserer Kindheit treu, wie wir einstmals gesungen:

„Gott will es: einig laßt uns sein,
Und stolz auf unsere Gaben;
Und möge frisch und froh gedeih'n

Was andere sind und haben.
Ein jeder wie das Glück ihm lacht
Im wirren Völkertreiben;
Doch der uns ehrlich deutsch gemacht,
Gott will, daß deutsch wir bleiben."
(Vom sonnigen Hang).

Nachträge.

1. Johannes Rothensteiner als deutschamerikanischer Dichter.

Von Hochw. Georg Koob.

Die interessanten Artikel über „Die literarische Wirksamkeit der deutschen Katholiken in Amerika", die in der Sonntags-Ausgabe der „Amerika" zuerst erschienen und in Kürze in Broschüreform weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, bedürfen notwendiger Weise einer Ergänzung. Der verdienstvolle Verfasser konnte sie selbst nicht geben, da es sich um seine eigene literarische Tätigkeit handelte, die er nur in wenigen Zeilen andeutete. Ihm gebührt jedoch eine etwas ausführlichere Besprechung, die sich hier auf seine poetischen Leistungen beschränkt.

Johannes Rothensteiner ist unstreitig der hervorragendste deutschamerikanische Dichter, auf den wir Katholiken mit besonderem Rechte stolz sein können. Seine Werke sind der beste Beweis dafür, ganz abgesehen von dem einstimmigen Lobe bewährter Kritiker Deutschlands und Amerikas. Die Muse hat diesem Tirolerkinde wahrlich Stirne und Lippen geküßt, daß ihm die Lieder quillen aus vollem, überströmenden Herzen: „....von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, ...von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

In allen seinen Gedichten spiegelt sich wieder ein lauterer, harmonischer Charakter, voll ungetrübter, heiterer Seelenruhe, kindlich frommen Vertrauens zu Gott, aufrichtiger, ungeheuchelter Liebe zum Mitmenschen und inniger Freude an Gottes schöner Natur. Aus diesen Bronnen fließen seine Lieder, darum findet sich in ihnen nichts Gemachtes, Nachgeahmtes, Erkünsteltes — sie sprudeln wie reine klare Quellen, erquicken wie Waldes-Odem und der Vögel Singen, sind unschuldsvoll wie Kindes-Augen und glänzend wie des Taues Perlen.

Alles Wahre, Gute und Schöne steht im innigsten Einklang mit seiner zartbesaiteten Seele und entlockt ihm gleich der Aeolsharfe Töne und Klänge, die in jeder gleichgestimmten Seele freudigen Wiederhall finden und hohen Genuß auslösen. Selbst „für das Romantische, Grausige, Humoristische — sagt der literarische Kritiker der Kölnischen Volkszeitung — weiß er mit sicherem Griff die passende Form, den rechten Ton zu finden, und die gewöhnlichsten Vorkommnisse des Lebens weiß er poetisch einzufassen und zu verklären."

Wie es von einem Sänger im Priester-Gewande nicht anders zu erwarten ist, nehmen seine religiösen Poesien einen hervorragenden, aber nicht allzu breiten Raum ein. Er weiß es, daß er vor allem ein Diener des Herrn ist, zu dessen Ehre und zum Heile der ihm anvertrauten Herde zu wirken, daß die Poesie nur eine unverdiente Zugabe, eine köstliche Würze des Lebens ist, die am fruchtbarsten und segensreichsten wirkt, so sie in Gottes Dienst gestellt ist. Dieser Ueberzeugung hat er in einem seiner ersten Gedichte „Mein Paradies", d. h. seiner Pfarrei, den Ausdruck verliehen:

„Hier möcht' ich weilen, in stillem Glücke,
Durchkosten Erdenfreud- und -leid,
Fortbauen hier an der goldnen Brücke
Aus Gottes Zeit zur Ewigkeit."

So sind seine geistlichen Lieder zu vergleichen mit den frommen Bildern und Gemälden alter Meister auf Goldgrund gemalt oder auf prächtige Teppiche gestickt; man bewundert sie nicht nur, sondern wird von ihnen ergriffen, bewegt und fühlt seine Seele vom Staube der Erde hinaufgezogen in die reinen, lichten Höhen des Ueberirdischen und Göttlichen.

Alle religiösen Gedichte sind ausgezeichnet durch Gedankentiefe, Formschönheit und edles, echt poetisches Gleichmaß. Man lese z. B. „Mein eigen Du", „Marienkönigin", „Christnachtsage", „Osterjubel", „Mariä Verkündigung" und vor allem die wunderliebliche „Marienlegende", ein rührender Nachtigallsang:

„Von Mariens Heimwehklage
Wie ein süßer Wiederhall."

Nach diesen verdienen die Lieder erwähnt zu werden gewidmet seinen Eltern, in denen die Kindesliebe und die Liebe und Anhänglichkeit zum Lande seiner Abstammung,
„Zum schönen Heldenland Tirol,
So stark und fromm, von schlichter Treue,
Wie keines mehr von Pol zu Pol."
tiefempfundenen Ausdruck finden. Schon das erste Gedicht von „Hoffnung und Erinnerung", die „Zueignung an meinen Vater", zeugt von der Verehrung und Liebe des Sohnes, der seinem Vater,
— „ach wie so gerne
Die reichste Gabe dargebracht.
Ein Weihgeschenk, das unverwelklich
Auf deinem Grabe blühen sollt'...
— Dir weiht mein Herz zum Angedenken
Den schlichten Kranz von Rosmarin.

Und erst seiner Liebe zur Mutter, welch seelenvolle, innige, dankbare Lieder sind ihr entquollen!
„O Mutter, singe dem Kindlein dein
Die alten heiligen Lieder,
Die schmeicheln so lieb in Herzen sich ein
Und singen und klingen drin wieder.

Ein prächtiges Gedicht ist „Mutterglück", und das gleich darauffolgende „Mutterleid", und das schöne M e i n e M u t t e r.

„Voll Unrast bin ich fern von dir,
So still in deiner Gegenwart;
Aus and'rer Welt erscheinst du mir,
Ein Wesen wie von andrer Art.

So ruhig, sicher, stillverklärt,
Zufrieden mit bescheid'nem Loos;
Ein Herz in Leiden treu bewährt,
An goldner Liebe reich und groß.

Ein stiller Friede füllt mich ganz,
Wo immer mir dein Auge lacht,
Und ein Gefühl wie Sternenglanz
Im tiefen Blau der Sommernacht."

Das Beste aber ist: „Mir kam's im Morgentraum." Da sieht der Dichter sein Mütterlein in Jugendblüte in weißem, schlichten Festtagskleide, wie verloren im Gebet, und aufwachend war's geschehen um die Traumgestalt:
„Und im Erwachen hört' ich deine Tritte:

Wohl bist du müde längst und matt und alt,
Doch schöner nur in deiner Kinder Mitte.

Dein Augenstrahl, der Liebe milder Blick:
Dein Angesicht der Müh'n und Sorgen Spiegel,
Und eingeprägt von wechselndem Geschick
Die Falten drin sind deiner Treue Siegel."

Vater Rothensteiners Gedichte verraten aber nicht nur eine gesunde aufrichtige Religiösität, eine innige Liebe zu seinen Eltern, zum schönen Lande Tirol, sondern auch zum Lande, in dem er geboren wurde, Amerika, dem er ein herrliches Lied gesungen hat: „Der Heimat Preis", voll echtem, wahrem Patriotismus, himmelweit entfernt von dem häßlichen Maul-Patriotismus, der während des Weltkrieges durch die Lande gellte:

„Du schönes Land, das mich geboren,
Columbia, groß und unbesiegt,
Das meine Kindheit, traumverloren,
In sanftem Mutterarm gewiegt:
Du Land der Freiheit, reich an Ehren,
Wie lieb' ich Dich mit stiller Glut!
Wie braust, dem schnöden Hohn zu wehren,
Im Herzen feurig stets mein Blut!"

Und dem „schnöden Hohn zu wehre," hat er tüchtig in Wort und Schrift bewiesen. Ein Amerikaner durch und durch, ist ihm jedoch seine deutsche Abstammung, die deutsche Muttersprache mit ihren reichen geistigen Schätzen eines der Dinge, die ihm teurer sind als das Leben, und seinem Munde können flammende Worte des Zornes und der Entrüstung entströmen gegen die haßerfüllten Feinde eines edlen, christlichen Volkes. Mit Recht sagt ein deutscher Kritiker: „Er ist ein begeisterter Sänger deutschen Volkstums, deutscher Sprache und deutscher Treue."

Von letzterer singt er:
„Jedwedem Volke schenkte der Ewige
Ein volles Maß der herrlichsten Gaben; doch,
Mein deutsches Volk, als leuchtend Merkmal,
Wahre Dir ewig die deutsche Treue!"

Wie es ein Kind zu seiner Mutter zieht, so zieht's sein Herz zu seiner Muttersprache, der er in Liedern weiht
„Des Dankes heiß empfundne Laute."

Und wahrlich, unser Dichter hat seiner Muttersprache, die ihm gab „Des Liedes Zauber", in „O Muttersprache", „**Die deutsche Sprache**", und in dem lieblichen, herzinnigen Gedichte „**Meine Muttersprache**" „tief empfundne Dankes Worte" gewidmet:

„Ich habe dir ins Aug' geschaut,
So tief bis auf den klaren Grund,
Ich habe selig jedem Laut
Gelauscht von deinem süßen Mund."
„Und wenn ich bete, bebt dein Laut,
Und wenn ich singe, singt dein Mund,
Und wenn ich sinn' und träume, schaut
Mein Herz in dein's bis auf den Grund."

„Aus allen Liedern, schreibt van Heemstede in den „Dichterstimmen", tönt der Klang der gebietenden Stunde, das sanftere und stärkere Rauschen der unabläßig hervorbrechenden tieferen Gedanken- und Gefühlsquelle."

„Rothensteiner ist durch und durch Lyriker" sagt A. Stockmann, S. J., in der angesehensten katholischen Zeitschrift Deutschlands, den „Stimen aus Maria - Laach" (jetzt „Stimmen der Zeit").

Aus dieser lyrischen Quelle strömen seine schönsten Lieder, echte Perlen, Gedichte von tiefer Empfindung, reinstem Wohllaut und unvergleichlicher Formschönheit. Gerade die letztere

Eigenschaft besitzt er nebst einer lebhaften Phantasie in hohem Grade. Schöne Gedanken, Gefühle und Stimmungen sind andern auch eigen, aber nur dem echten Dichter ist es gegeben, sie in ein unvergänglich schönes Gewand zu kleiden, das der Formschönheit.

Wahre Poesie wechselt nicht wie die Mode, sie ist ein ewiger Jungbrunnen wie die Natur und das Leben in all ihren tausendfältigen Entfaltungen und Erscheinungen, und in des Dichters Seele klingt alles wieder, sein Genius jauchzt in ihm und läßt ihm keine Ruhe bis er ihren stummen Lauten verklärten poetischen Ausdruck verliehen hat. Es ließe sich eine herrliche Blütenlese Rothensteiner'schen Lyrik aus seinen Gedichtbüchern zusammenstellen, in allen finden sich echte Perlen in goldener Einfassung.

Erwähnt seien z. B.: „Es zieht der Frühling durch Tirol", „Frühlingszauber", „Erinnerung", „Junitage," „Totenklage," „Meeresleuchten," „Lob des Sperlings," „An die Hoffnung", „Dorn und Lilie", „Die kleine Flamme" und das unübertreffliche „Spätes Glück," vielleicht das schönste Gedicht der ganzen Sammlung von wunderbarer Empfindungstiefe und Formschönheit. Als ein klassisches Beispiel von unsres Dichters lyrischer Begabung, Sprachbeherrschung und Kunst, eine einfache Stimmung vollkommen auszulösen, möge jedoch das kürzere Gedicht „Vorahnung" hier eine Stelle finden:

„Wie eines Adlerflügels Rauschen
In schweigender, tiefdunkler Nacht,
Ward mir, als wie von Geisternähe,
Ein Todesgruß von dir gebracht.

Ich dachte dein in weiter Ferne,
Doch was dich quäle, ahnt' ich nicht.
Da schreckte mich aus nächt'gem Schlummer
Vorahnungsvoll ein Traumgesicht.

So bleich dein Antlitz, todesmüde...
O hätt' ich's wirklich nur geträumt!
Mir war, als ob vorübergleitend
In meinem Anblick du gesäumt,

Und leuchtend von den Geisterflügeln,
Das Antlitz halb zurückgewandt,
Aus Nacht dein Flug in Nacht entschwebte,
Gleichwie ein wallend Silberband.

Doch im Vorüberflieh'n am Bette
Rauschte dein faltig Sterbekleid;
Da brach hervor die heiße Träne,
Und dich umfing die Ewigkeit.

Vereinsamt bist du hingeschieden,
Doch sterbend hast du mein gedacht:
Wie eines Adlerflügels Rauschen
Kam mir dein Gruß zur Mitternacht."

Unter seinen beschreibenden Gedichten mit lyrischem Einschlag — und deren ist eine große Anzahl, die meisten davon Früchte seiner Europareisen — befinden sich mehrere Prachtstücke großartiger Schilderung, wie „Nürnberg", „Venetia", „Rom", „Neapel", „Italien" und andere wie „Am Walensee", „Nach langen Jahren", „In Heisterbach" vom zarten Duft der Romantik umsponnen. In diesen Gedichten wie in allen andern offenbart sich ein Romantiker im besten Sinne des Wortes, den die Wahrheit und Innigkeit seines Gefühls und eine gesunde kräftige Sinnlichkeit vor aller Nebelhaftigkeit und Schwärmerei bewahrt.

Zuletzt verdienen die Balladen, Legenden und Romanzen erwähnt zu werden — auch davon ist eine stattliche Anzahl vorhanden — viele von lebendiger Darstellung und Gestaltungskraft, wie „Die Rache der Indianerin", „Der Karlisten - Führer", „Wie Acoma gewonnen ward", „Der Grollende", „Der stumme

Bettler", und vor allem Verwaist", ein Gedicht würdig eines Goethe oder Heine, Eichendorff und Mörike, deshalb soll es hier auch unverkürzt mitgeteilt werden:

„Die Straßen auf, die Straßen ab,
Geht leuchtenden Auges ein Kind.
Und neckisch spielt ums krause Haar
Der Weihnachtsabend Wind.

Und Straßen auf, und Straßen ab
Schaufenster im Lichterschein;
Der Knabe denkt ans düst're Haus
Und ans kranke Schwesterlein.

Und immer wieder steht und schaut
Er auf die lockende Pracht:
Unschlüssig noch, da eisig kalt
Schon senkt den Fittich die Nacht.

Nun faßt er Mut, und tritt hinein
Mit seinem kargen Lohn;
Und kauft die Puppe, die's Schwesterlein
Ersehnte so lange schon.

Und wie er kommt ans Waisenhaus,
Tritt raschen Schritts hinein,
Da stockt sein Herz, denn schneeweiß steht
Ein Sarg im Kerzenschein;

Und drinnen ruht die kleine Maid,
Das feine Gesichtchen so weiß;
Die wächsernen Händchen auf stiller Brust
Gefaltet, als bete sie leis.

Und zitternd legt des Knaben Hand
Die Puppe zur Seite dem Kind
Und schluchzend spricht er und lockt und kost
Und streichelt sein Angebind:

„Wach auf, wach auf, mein Elselein,
Schon naht die heilige Nacht:
Wach auf und sieh, was das Christkind heut'
Dem Schwesterlein gebracht!"

Sie hört nicht mehr sein traulich Wort,
Sie fühlt nicht seinen Harm,
Sie hebt nicht wie einst erwartungsvoll
Den müden, müden Arm.

Die Liebesgabe kam zu spät:
Gott selber heilte das Leid.
Das sei dein Trost, du verwaistes Kind,
Im Frieden der Weihnachtszeit!"

„Alles in allem genommen schreibt mit Recht ein Kritiker in „Alte und Neue Welt", darf dieses Liederbuch eines Deutsch = Amerikaners „Hoffnung und Erinnerung" — und wir fügen hinzu „Indianersommer" und „Am sonnigen Hang" — als eine tüchtige Leistung bezeichnet werden, und wir möchten daher allen Freunden guter Poesie diese reichhaltige Gedichtsammlung bestens empfehlen.

Aus unserer Seele sind die Worte Dr. E. Henrici's im „Baltimore deutsche Korrespondent" gesprochen: „Ich wollte, sein Liederbuch „Hoffnung und Erinnerung" — und wir fügen wiederum hinzu „Indianersommer" und „Am sonnigen Hang" — kehrte in jedes deutsch-amerikanische, und lieber noch in jedes deutsche Haus auf Erden ein, denn es ist echte und schöne Dichtung". Dies ist und bleibt natürlich ein frommer Wunsch, wie alle andere frommen Wünsche betreffs der deutschen Sprache in Amerika, worüber sich Vater Rothensteiner in seinem „Schlußwort" offen, ehrlich und wahrheitsgetreu ausgesprochen hat. Ganz abgesehen von äußerem Erfolg, weiterer Anerkennung und dem „Lob der Welt", nach denen unser Dichter nie geizte, findet er als echter Poet seinen Lohn zuerst in

seinen eigenen Schöpfungen, seinen Liedern und Gedichten, die seiner poesiebegabten Seele in so reicher Fülle entsprossen sind, und dann in dem Wunsche, dem er in dem kurzen Gedicht „Mein Lohn" innigen, von Herzen kommenden Ausdruck verliehen hat:

Mein Lied erhebt sich frei von Banden
Und kehrt beseligt stets zurück,
Wenn seinen Harm ein Herz verstanden
Und nachempfunden hat sein Glück.
Ich möcht' mit warmen, schlichten Tönen
Erquicken, was vom Leid vergällt;
Denn, ach, ein traurig Herz versöhnen,
Gilt mehr als alles Lob der Welt.

2. Johannes Rothensteiner als Prosaschriftsteller.

Von Hochw. F. G. Holweck.

Man kann die Aufsätze des hochw. Vater Rothensteiner über die literarische Tätigkeit der katholischen Deutschamerikaner kaum befriedigend beschließen, ohne der literarischen Tätigkeit des hochw. Verfassers selbst nach zwei Richtungen hin zu gedenken, um so weniger, da er heute noch fortfährt, auf diesen beiden Gebieten zu arbeiten; es sind dies 1. die Journalistik, 2. das Studium der Lokalgeschichte.

1. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten", sagt das Sprüchwort. So hat Vater Rothensteiner schon im August 1882 seine Feder für die Zeitungsarbeit gespitzt, und zwar für den „Herold des Glaubens". Er griff damals den „Lahrer Hinkenden Boten" an, das gehässige Organ der oberbadischen Katholikenfresser. Und seit jener Zeit fanden sich Artikel aus seiner Feder in der „Amerika", dem „Herold" und dem „Pastoralblatt", wenn auch nicht regelmäßig, so doch dann und wann, wie Zeit und Gelegenheit es gestatteten.

Recht rege hat sich seine Tätigkeit erst entfaltet in den letzten Jahren, seit der Zeit des Wiederaufbaus nach dem Kriege, als es galt, die Atmosphäre zu klären und den guten Namen der Deutschamerikaner wiederherzustellen. Vor allem seit der Reorganisation der „Amerika", im Oktober 1921, hat Vater Rothensteiner fast täglich einen Leitartikel für die „Amerika" geschrieben, in klarer, dem gesamten Leserpublikum verständlicher Sprache. Mit wuchtigen Hieben zerschlug er das hohle Gebäude der Lüge und Heuchelei, das die englische Kriegspropaganda gegen das deutsche Volk und ihre Nachkommen hierzulande zusammengehämmert hatte. Seine Artikel haben, sobald sie zu erscheinen anfingen, großes Aufsehen erregt und viel dazu beigetragen, den Deutschen dieses Landes wieder neuen Mut einzuflößen. Rothensteiners Name ist seither in aller Mund: man bewundert den Mut des Herrn von der Taylor Avenue, und manche fürchteten, es werde sich einmal eine gehässige Agitation gegen ihn erheben.

Rothensteiner schlug aber nicht allein los gegen die Feinde des Deutschtums und die Heuchler, die seit 1917 das Heft in der Hand hatten, sondern, seines Priesteramtes eingedenk, schrieb er dann und wann auch religiöse Artikel. Seine Gedanken

zum Weihnachtsfest, zu Ostern und Pfingsten sind literarische Perlen.

Meist waren seine Artikel in englischer Sprache geschrieben, weil sie eben für das allgemeine Publikum berechnet waren. Darum haben auch viele derselben Eingang und Abdruck gefunden an Orten, wo ein deutscher Artikel, wäre er auch noch so ausgezeichnet, unbeachtet geblieben wäre.

2. Als im Herbst 1918 die beiden historischen Gesellschaften von St. Louis und von Illinois gleichzeitig begannen, eine historische Zeitschrift herauszugeben, war Vater Rothensteiner einer der wenigen Herren, auf deren historische Kenntnisse die Redakteure dieser Zeitschriften sich verlassen mußten, um das notwendige Material für ihre einzelnen Nummern herauszuschlagen. Es ist bekannt, daß Vater Rothensteiner eine der größten, wenn nicht die größte, Privatbibliothek der Stadt besitzt. In Verbindung mit dieser Bibliothek hat er sich seit Jahren eine nicht unbedeutende historische Sammlung angelegt.

Im Frühjahr 1917 eröffnete Erzbischof Glennon die Schätze der Dokumentensammlung des Archivs der Erzdiözese St. Louis für die Lokalforschung. Diese Sammlung besteht hauptsächlich aus Briefen, die Bischof Rosati von St. Louis aufbewahrt hat, und die reiches Material liefern über die Anfänge der Kirche in Missouri, Illinois, Kansas und Arkansas, sowie über die Kirchengeschichte von New Orleans. Diese Sammlung gab dem geschichtlichen Interesse des hochw. Vater Rothensteiner einen neuen Anstoß. Und seit jener Zeit hat er eine Anzahl recht wertvoller historischer Skizzen geliefert. Wir bieten eine Liste der wichtigsten:

a. Für das Pastoralblatt schrieb er die Lebensbilder der beiden deutschen Priester, die gleichzeitig im 18. Jahrhundert in Oberlouisiana wirkten: P. Bernard de Limpach, O. Cap., Pfarrer in St. Louis, Mo., und P. Paul de Saint-Pierre (Heiligenstein), O. Carm.

b. Für den Historical Review von Washington, D. C., stellte er ein Lebensbild des P. Paul de Saint-Pierre in englischer Sprache zusammen.

c. Für den Historical Review von Chicago, Ill., lieferte er einen längeren, sehr detaillierten Artikel: The Northeastern Part of the Diocese of St. Louis under Bishop Rosati.

d. Für unseren eigenen St. Louis Historical Review schrieb er folgende Skizzen: Early Missionary Efforts among the Indians of the Diocese of St. Louis. — Father Charles Nerinckx and his relations to the Diocese of St. Louis. — Catholic Historical Society of St. Louis. — The Flathead and Nez Percê Delegation to St. Louis. — The Old St. Louis Calvary.

Vater Rothensteiner ist also an vier verschiedenen Zeitschriften Mitarbeiter gewesen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Außerdem hat er eine Reihe von Vorträgen historischen Charakters gehalten, die teilweise im Druck erschienen. Ein hochinteressantes Büchlein ist seine Geschichte der St. Michaels Gemeinde zu Fredericktown, Mo. Alle diese Skizzen enthalten fast durchweg absolut neues Material, geschöpft aus dem Diözesanarchiv und zusammengewoben zu einem interessanten Bild.

Möge Vater Rothensteiner noch recht lange die Feder führen, zur Verbreitung echt christlicher Grund-

säße und zur Beförderung der Wissenschaft! Ist es auch nicht immer möglich, daß er in deutscher Sprache zu uns redet, so weht uns doch aus allem, was er in englischer Sprache schreibt, der katholische Geist der traditionellen Grundsätze der Kirche entgegen und der echt deutsche Geist wissenschaftlicher Genauigkeit und historischer Treue heimelt uns an.

* * *

Den beiden trefflichen Charakteristiken des Dichters sowie Historikers und Journalisten Rothensteiner, aus der Feder der hochw. Herren G. Koob und F. G. Holweck möchten wir noch die folgenden Lebensdaten hinzufügen:

Geboren ist Johannes Ernst Rothensteiner in St. Louis, Missouri, am 7. Januar 1860. Seine Schulbildung erhielt er in der SS. Peter und Paul Pfarrschule, die klassischen und philosophischen sowie theologischen Studien machte er im Salesianum zu Milwaukee. Zum Priester geweiht wurde er Ende Mai 1884, durch den damaligen Koadjutorbischof F. P. Ryan und seine erste Stelle war Portage des Sioux. Als Pfarrer von St. Michael's, Fredericktown, erbaute er das geräumige Pfarrhaus. Im Jahre 1907 wurde er Pfarrer der Hl. Geist Gemeinde in seiner Vaterstadt, und erbaute dort die schöne große Kirche nebst dem Pfarrhause.

Dreimal machte er die große Reise über den Ozean. das letzte Mal in Begleitung der hochw. Herren F. G. Holweck, F. Bettels und Heinrich Hußmann.

Die Red.



